

III. CAPITEL.

Der Prater.



Am 30. April 1775, an einem Sonntag war es, als man jenes grosse, schwere Holzgitter für immer beseitigte, das den Prater von der Leopoldstadt trennte, und Kaiser Josef II. war es, der schon 9 Jahre vorher, am 7. April 1766, zum erstenmale den Prater allen Menschen zur Benützung und Erlustigung überliess, um ihn zum Mittelpunkte des Volkslebens zu machen. Und in der That, nach mehr als 100 Jahren ist der Prater noch immer derselbe herrliche Lustwald, der Stolz und die Freude der Wiener, um den uns alle Fremden beneiden und der mit Nichts in der Welt verglichen werden kann, weder mit dem »Prado« in Madrid, der viel zu stolz und vornehm herabblickt mit seinen steifen Alleen und hohen Springbrunnen, noch mit dem vielberühmten »Bois de Boulogne«, dem Sitze aller Pariser Romane, der uns mit seiner künstlichen Wildheit und romantischen Verlogenheit vergebens zu täuschen versucht.

Unser Prater bewahrt noch heute wie ehemals an so mancher abseitigen Stelle (trotz Regulierung und Weltausstellung) die stille Keuschheit des Waldes, den echten Zauber lausiger Waldeinsamkeit. Eine eigene Welt von Vergnügungen, eine Welt von Gegensätzen nimmt unsere Sinne regelmässig gefangen, so oft wir den Prater besuchen; zwischen Trompeten und Vogelsang, Bratengeruch und Waldesluft, Poesie und Prosa sehen wir das Volk und den Adel bunt durcheinander wirbeln, und der erste Mai gilt uns noch immer als der offizielle Eröffnungstag des Frühlings und des Vergnügens unseres Volkes, das nun zu Tausenden herbeiströmt, um sich an dem Anblicke so vieles Schönen und Vornehmen zu ergötzen, an den farbenprächtigen Equipagen und herrlichen Pferden, den vielen eleganten Reitern und schön geputzten Damen! Wahrlich ein seltsames Gemisch von einschneidenden Contrasten, ein schrillerndes Wechselbild von höhnendem Reichthum und knirschender Armuth, leichter Eleganz und mühsamem Aufwand, feinem Geschmack und aufdringlichem Luxus.

Wollte ich den Prater definiren, so müsste ich sagen: er sei ein »Lustwald«, oder richtiger eine »Wiese«, aber eine grosse, waldmässig bewachsene, mit drei Alleen und vielen dichten mehrhundertjährigen Baumgruppen und Gebüsch, also ein Product von »Kunst« und »Natur«, ein Belustigungsort für Volk und Adel. In diesem Sinne gab es denn auch schon im vorigen Jahrhunderte, in der Zeit des strengen Kastengeistes, eine scharfe Trennung in »Nobel-« und »Volksprater«, welchen man auch »Würfelpater« zu nennen beliebte. Dieser ebengenannte war noch nicht so stattlich herausgeputzt und so rein gescheuert wie heute, vielmehr präsentirte er sich noch in den letzten zwei Decennien der Maria Theresianischen Regierung 1766—1780 in ärmlichem Gewande, hügelig, hin und wieder mit Pfützen durchnässt und die schlechtgezimmerten Hütten lagen ohne Plan und Symmetrie spärlich zerstreut; auch die Spiele, mit denen sich das Volk zu belustigen pflegte, waren weit harmloser und weniger geräuschvoll als heute.¹⁾

¹⁾ Die Volksspiele beschränkten sich damals (1766—1780) allgemein nur auf das Kegelschieben, Baumklettern, Sacklaufen und das grösstentheils nur in den Fasten abgehaltene sogenannte »Suchspellen« und »Vogelschießen«.

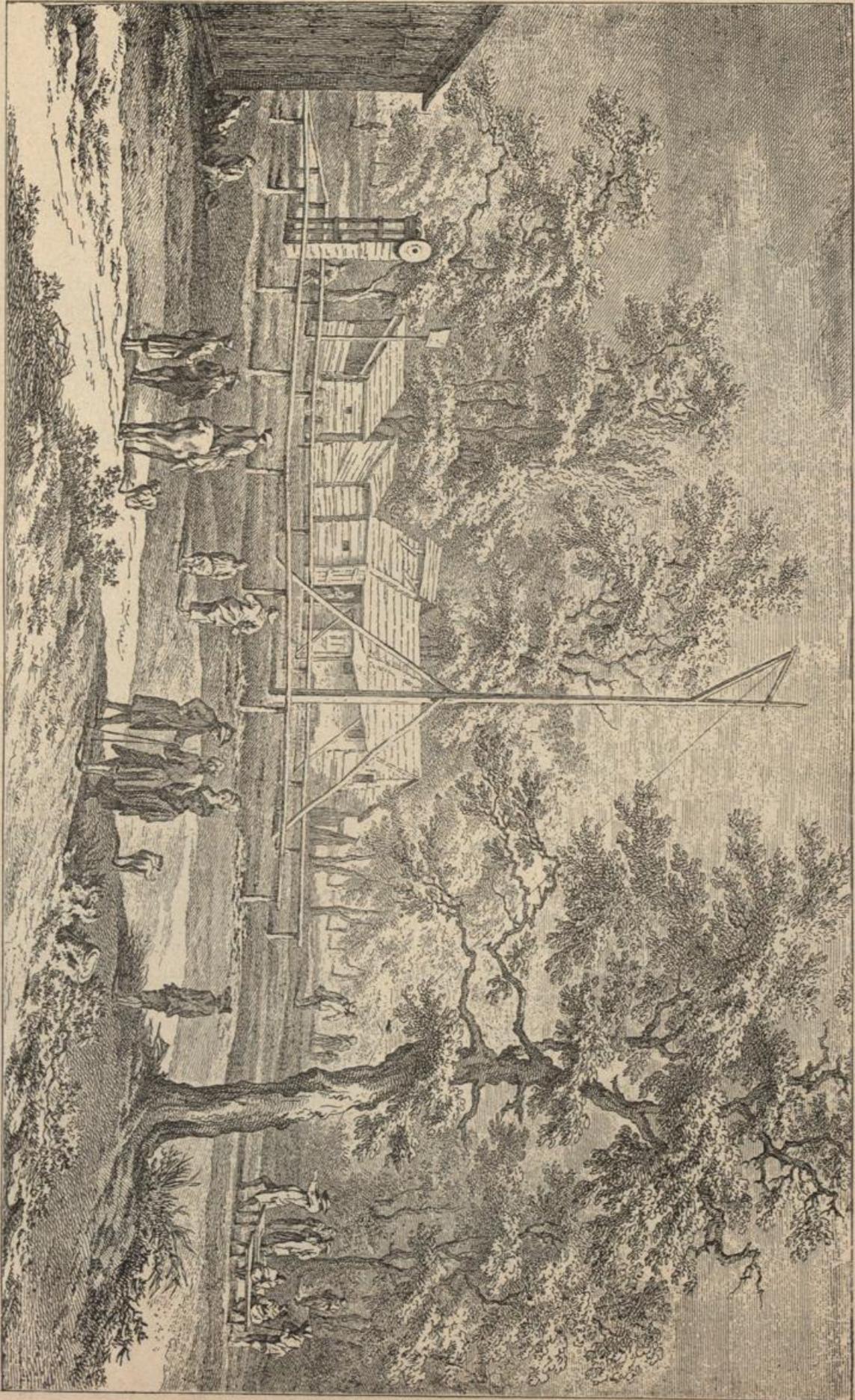


Fig. 3.

Eine Partie aus dem Volksprater und das Vogelschiessen aus dem Jahre 1770.

Ein hochinteressantes und zugleich seltenes Bild aus dem Jahre 1770, *sub Figur 3*, macht uns mit einer Partie dieses Volkspraters und dem bereits erwähnten Vogelschiessen bekannt.¹⁾

Die Geschichte des Praters

reicht mit ihren ersten Urkunden bis ins XII. Jahrhundert zurück und weist nach, dass die Praterauen schon seit den Babenberger Herzogen immer als Jagdrevier der Landesfürsten betrachtet wurden und dass sie einen weit grösseren Umfang hatten, als dies heute der Fall ist.²⁾

In jener glaubensfrommen, gottergebenen Zeit des Mittelalters, wo die Stifte und Klöster eine so hervorragende Rolle spielten und sich auch vieler weltlicher Güter zu bemächtigen wussten, darf es uns nicht wundern, wenn sie auch von den so nahen und bequem gelegenen Praterauen passende Grundstücke sich anzueignen verstanden, und es sind uns wirklich mehrere Urkunden aufbewahrt, welche den Nachweis liefern, wie reich und grossmüthig manche Stifte von den Babenbergern und den ersten Habsburgern mit Besitzrechten aus dem Prater belehnt wurden.³⁾ Ferdinand I. schloss zwar den Prater mit »Planken« gegen die Aussenseite ein und legte im Jahre 1537 die erste Allee (in der Länge von 2496 Klaftern) bis zu seinem »Jägerhause«, dem nachmaligen »Lusthause« an, aber der Grundbesitz blieb noch immer zerstückt und Niemand sorgte für die so nöthige Arrondirung. Erst mit Maximilian II. (1564—1576), der mit Vorliebe in Wien verweilte, wurden die einzelnen Grundstücke 1570 für den kaiserlichen Hof wieder zurückgekauft und die Wiener hatten der Jagdliebe des Kaisers die vollständige Arrondirung des Praters (zum Zwecke der Wildbahn und des Jagdvergnügens) zu danken. Hiermit war auch das Bedürfniss für ein grösseres Jagdpersonale und für die Unterkunft desselben nöthig geworden. Maximilian II. befahl daher, in der Gegend „unter den Selbern“ (heutigen Praterstrasse) zunächst

¹⁾ Das Bild, von Carl Brand gezeichnet und von Friedrich Brand gestochen, 35 cm. breit und 25.5 cm. hoch, aus dem Jahre 1770, zeigt uns mehrere Holzhütten des Volkspraters in ihrer ersten ärmlichen Gestalt und eine Gruppe Bürgersleute mit dem so beliebten „Vogelschiessen“ sich belustigend. An einer langen Schnur ist nämlich ein Vogel aus Blei mit spitzigem Schnabel angebracht, die Schnur am oberen Ende an einer hohen Stange befestigt; nun wird die Schnur am andern Ende angezogen und plötzlich losgelassen und der Vogel fliegt durch seine eigene Schwere an eine gegenüber aufgestellte »Scheibe«; es muss so gezielt werden, dass der Schnabel in das Centrum trifft. Die Distanz ist sehr weit und die Schnur sehr hoch gehängt, daher die Treffsicherheit sehr fraglich. Das Vogelschiessen ist ein Nationalspiel der Niederländer und Holländer, das auch bei uns sich allmähig um diese Zeit einbürgerte. Die übrigen Spiele, wie Schaukel, Haspel, Ringelspiel etc., die einen grösseren und somit kostspieligeren Apparat erforderten, kamen erst unter Kaiser Josef II. (1780—1790) in Aufschwung. Das Bild ist durch seine vortreffliche Zeichnung von Figuren und Baumschlag wahrhaft meisterhaft zu nennen, ganz in niederländischer Manier gehalten, auch das Costume interessant und lehrreich. Carl Christian Brand, Schüler der k. k. Akademie und später Professor daselbst, im Jahre 1765 zum Rath der Akademie ernannt, war 1728 in Wien geboren und starb daselbst 1795. Sein Bruder Friedrich, um 12 Jahre älter, ebenfalls Professor und Rath, ein ausgezeichnete Kupferstecher, blühte um 1765—1790 und starb zu Wien 1806. Seine Stiche sind gesucht und werden theuer bezahlt.

²⁾ Die Praterauen reichten noch zur Zeit der Babenberger nördlich bis Apoldovia (Eipeltau) und Aspern und östlich bis Stadlau, daher diese Gemeinden noch heute freie Durchfahrt durch den Prater geniessen.

³⁾ So z. B. schenkte Rudolf der Sanftmüthige am St. Michaelstag 1305 einen Theil des Praters, jenseits der Donau gegenüber dem „Erdpurch“ (Erdberg), „Jesuitenwiese“ genannt, seinem zu Wien auf dem Schweinsmarkt (Lobkowitzplatz) gestifteten Nonnenkloster »St. Clara« und Friedrich der Schöne fügte dieser Schenkung noch die Freiheit der »Fischweide« hinzu. Auch am St. Margarethatag 1306 belehnte Rudolf das Klosterneuburgerstift mit einigen Praterauen. Die Schenkungsurkunden sind wohl beim Brande des „Neuburgerhof“ zu Grunde gegangen, aber die darauf bezüglichen Original-Bestätigungsbriefe von Herzog Albrecht dem Lahmen und Otto dem Fröhlichen vom 20. August 1330 haben sich im Klosterarchive bis heute erhalten. Auch der Wiener Bürger Philipp Pöfel war noch im Jahre 1444 im Besitze der sogenannten „berentleien-Au“, die er im selben Jahre an das Augustiner-Stift sammt Wiese und Holzung verkaufte. Vide: Tab: *Monach: St. Augustin in Vienna*. Endlich finden wir die Gemeinde Stadlau von Ferdinand I. mit mehreren Grundstücken aus dem Prater belehnt.

dem Prater 18 Jägerhäuser in einer Reihe (Zeile) für seine **Hoff-Jäger** und **Plachen-Knechte** zu erbauen und sie mit dem Wein- und Bierschank-Rechte zu theilen, zugleich verbot er den Eintritt in den Prater für Jedermann, und Rudolf bestätigte dieses Verbot unterm 17. August 1592. So blieb denn der Prater bis zur Zeit Carls VI. vollständig abgesperrt. Aber Maria Theresia, die gütige, wiewohl oft strenge Regentin, gestattete zwar bedingungsweise den Besuch des Praters, aber nur den Equipagen-Besitzenden in ihren Wägen und den Cavalieren zu Pferde, und dies auch nur Nachmittags nach der geheiligten Vesper. Die Fussgeher wurden zurückgewiesen und bei einbrechender Dämmerung der Prater gesperrt und drei Schüsse aus Pöllern verkündeten die nahe bevorstehende Sperrstunde, welches Zeichen lange Zeit hindurch die bürgerliche Artillerie zu geben hatte. Die weiteren Beschränkungen, welche den Besuchenden auferlegt wurden, waren folgende: Es durfte Niemand der Herrschaften den Wagen verlassen und musste sich Jeder beim Thoreingange (bevor er den Prater betrat) einer Visitation unterziehen, denn die Mitnahme von »Hunden« und »Waffen« war auf das strengste untersagt, erstere wegen dem gehegten Wilde und letztere wegen den damals überhandnehmenden Duellen; im Betretungsfalle wurden die Hunde oder Waffen durch den Jäger abgenommen und bis zur Rückkehr in dem nebenstehenden Jagdhäuschen verwahrt.¹⁾

Kaiser Josef der »Schätzer der Menschheit«, wie er sich selber nannte, oder der »Unvergessliche«, wie wir ihn nennen, gab den Prater (wie bereits erzählt) wieder frei und machte ihn so zum Lieblingsplatze der Wiener.²⁾

Unter der milden Regierung Josefs II. erfreute sich der Prater eines immer blühenderen Gedeihens und einer grösseren Beliebtheit von Seite des Publicums. Der »untere Prater« (Wurstelprater) bevölkerte sich rasch gleich einem kleinen Dörfchen von hölzernen Häusern und auch im »oberen Prater« wurde für Verschönerung und Bequemlichkeit gesorgt.³⁾

Auch das im Jahre 1777 dem Johann Stuver ertheilte Privilegium zur Abbrennung von Feuerwerken auf der sogenannten Jesuitenwiese und die Luftschiffer-Production verschiedener Aeronauten in den Jahren 1784, 1788 und 1791 waren neue und gar mächtige Magnete für die Liebhaberei des schaulustigen Publicums.

¹⁾ Wir finden aus jener Zeit häufig die bittersten Klagen der Herrschaften über die strenge Visitation und über das grobe Benehmen des damaligen Jagdaufsehers **Hans Bengel**, der den Damen ohne Schonung selbst die kleinsten Hündchen vom Schosse und den Reitern die Pistolen oder Flinten aus den Sattelhalftern herausnahm, daher der Ausdruck: »**Der ist grob wie ein Bengel**« noch heute im Munde des Volkes lebt.

²⁾ Der Kaiser ging von der Voraussetzung aus, dass die Wiener wenigstens den rückwärtigen Theil des Praters schonen werden, wo man Rehe und Hirsche, Edel- und Dammhirsche etc. gezüchtet. In diesem Punkte aber hatte sich der Kaiser leider geirrt, denn die Wiener suchten gerade die entferntesten Theile des Praters mit besonderer Vorliebe auf und die sogenannte »**Hirschau**« war, trotz Hecke und Planke, ein förmliches Stelldichein von Liebenden, Abenteurern, Duellanten und solchen, die gerne ohne Zeugen sind. Wenn daher in der Josefinischen Epoche irgend eine pikante Liebesgeschichte oder eine Entführung, ein Duell etc. von sich reden machte, so pflegte man gleich zu vermuthen, dass dieser Handel im Prater seinen Anfang genommen habe. Diese willkürliche Auslegung ging nun soweit, dass man endlich jeden tollen Streich, jedes lustige Stückchen als ein Stück aus der »**Hirschau**« oder kürzer als ein »**Hirschauer-Stüdel**« bezeichnete, ein Ausdruck, der noch heute mundläufig ist. Ein Spötter meinte: »Die Hirschau habe nun aufgehört, aber die Hirschauerstüdel seien geblieben«.

³⁾ Kaiser Josef II. legte eine neue Allee 1775 bis zum Lusthause an, liess 1786 zwei Brunnen an beiden Seiten der Hauptallee graben, damit die Bewässerung und Bespritzung bequemer gehandhabt werde, sorgte für gute Schotterung der Wege und ertheilte viele Gerechtigkeiten für Wein- und Bierschänken, Ringelspiele, Hutschen und Schaubuden aller Art. Bei der allgemeinen Häuser-Numerirung, welche noch von Maria Theresia am 10. März 1770 anbefohlen wurde, erhielten auch diese Praterhütten ihre Eintheilung nach Nummer und Schild und die Anzahl dieser Hütten nahm so überhand, dass schon zu Anfang dieses Jahrhunderts sich 8 Ringelspiele, 7 Schaukeln und 38 Ausschankhütten fanden. Man unterschied schon damals den Prater in einen Wurstelprater und Nobelprater, die Freidenau und Gricau (späterer Wettrennplatz) und den Fasangarten. Auch die Wiesen, zwischen den einzelnen Gebüschchen, hatten ihre besonderen Benennungen, u. zw.: die grosse und kleine »**Gallizin-Wiese**« (beim Eingange der Hauptallee), die »**Jesuiten-Wiese**« (späterer Feuerwerkerplatz), die obere, mittlere und untere »**Prater-Wiese**«; endlich die »**Spenadel**« und »**Rustschacherwiese**«.

Im Jahre 1786 wurden sogar mehrere elegante Kaffeehäuser in der Haupt- (oder Nobel-) Allee angelegt und man unterschied schon damals zwischen einem Ersten, Zweiten, und Dritten Kaffeehause. Die Namen dieser Café-Besitzer waren: Mathias Benko (1), Ignaz Wagner (2) und Anton Simon (3). Um meinen Lesern einen Begriff von der damaligen Physiognomie des Praters zu geben, lasse ich *sub Figur 4* ein gleichfalls hochinteressantes und seltenes Bild aus der Zeit von 1790—1799 folgen, welches die Hauptallee mit der Ansicht gegen die Stadt (gleich beim Eingange in den Prater also am heutigen »Praterstern«) — zur Darstellung bringt.¹⁾

Aber weniger bekannt dürfte es meinen Lesern sein, dass einstens an der Stelle des heutigen Circus Carré ein kleines einsames Waldkirchlein die Gläubigen zur Andacht versammelte. Die Veranlassung zur Gründung dieses Kirchleins war nämlich jene furchtbare »Pestseuche«, die gerade zuerst in der Leopoldstadt verheerend auftrat, ehe sie sich über die anderen Theile der Stadt verbreitete. Mehrere fromme Bürger der Leopoldstadt, der Forstmeister im Prater, Herr Josef Sperlbauer, an ihrer Spitze, errichteten nun zum Danke der glücklichen Errettung im Jahre 1713 neben der Praterallee (später Feuerwerks-Allee) jene „*Votiv-Capelle*“ aus Holz. Da aber dieselbe eine so grosse Anzahl Andächtiger, die sich hier täglich zu versammeln pflegten, nicht zu fassen vermochte, somit immer ein Theil der Betenden die Andacht im Freien verrichten musste, so liess Kaiser Carl VI. und seine Gemalin Elisabeth im Jahre 1734 dieselbe in eine gemauerte und grössere umbauen. Dies Kirchlein wurde noch im selben Jahre zu Ehren des heiligen Johann von Nepomuk geweiht und der Gottesdienst ausschliesslich für die kaiserliche Jäger-Colonie eingeführt. Nach 46jährigem Bestande wurde das Kirchlein wieder abgebrochen und im Jahre 1780 in die Jägerzeile versetzt, und schon am 24. September 1780 der Grundstein zu jener »Nepomukkirche« gelegt, die den alten Wienern noch wohl erinnerlich ist.

Nicht wenig zur Verschönerung des Praters trug endlich Kaiser Josef II. auch durch die Regulirung des „*alten Fugbaches*“ bei, dessen Name noch in der heutigen »Fugbachgasse« fortlebt. Bei starken Regengüssen trat dieser Bach nicht selten aus und ergoss sich in den Prater, wo er einzelne Partien, wie z. B. den „*Birschenstadt*“, vollständig unter Wasser setzte. Es wurde daher gleich zu Anfang des Jahres 1775 der Fugbach bei seinem Ausflusse unterhalb des neuen Tabors verdämmt, dadurch das Wasser des Baches vermindert und das ganze Flussbett nach und nach mit Erde ausgeschüttet. Damals führten zwei Brücken über den Fugbach in den Prater. Jenseits des Baches lag das „*alte Jägerhaus*“ und eine „*Bleiche*“. Als man aber eine neue Strasse (heute Franzensbrücken-Strasse) gegen die Weissgärber legte, wurde das alte kaiserliche Forsthaus an die jetzige Stelle übersetzt, die »Bleiche« gegen den neuen Tabor zurückverlegt, an den leergewordenen Platz des alten Forsthauses noch im selben Jahre vom Fürsten Galizin ein geschmackvolles Garten-Gebäude angelegt, bei dieser Gelegenheit auch sämtliche Geh- und Fahrwege der Praterauen regulirt, das Matolai'sche Haus (wie bereits erzählt) mit noch mehreren anderen kleinen Häuschen niedergerissen und dadurch den

¹⁾ Das Bild von Ziegler, nach der Natur gezeichnet und gestochen, 42 cm. breit und 39 cm. hoch, ist schon aus dem Grunde von Interesse, weil es uns einen deutlichen Begriff gibt, wie einfach die „*Jägerzeile*“ aussah, als sie noch mit wenigen Häusern und zu beiden Seiten der Strasse mit Alleen geziert war. Aber diese Zierde sollte für die Bewohner der Jägerzeile verhängnissvoll werden, denn als man den zu beiden Seiten der Strasse, noch bis zum Jahr 1797 offenen Unraths-Canal vermauerte und selben ziemlich tief in der Erde mit Mauerwerk eindeckte, sprengten die Wurzeln jener Bäume den Canal und drückten die Wände desselben an einzelnen Stellen so vollständig ein, dass die Jauche zum Vorschein kam und sich auf die Gasse ergoss. Aus dem Bilde ersehen wir weiter, dass die Franzensbrückengasse bereits eine Häuserreihe bildet und dass ferner jenes alte *Matolai'sche Gebäude* mit mehreren anderen kleinen Häuschen, welche vor dem Eingange des Praters standen und die Passage ungemein hinderten, bereits abgetragen waren und die Kirche des Johann von Nepomuk schon am selben Platze sich befand, auf dem wir ältere Wiener sie zu sehen noch Gelegenheit hatten.



Fig. 4.

Die Hauptallee am Eingange des Prater (heute Praterstern) um das Jahr 1790.—1799.

Promenirenden schon von der Jägerzeile aus jener herrliche Ausblick in den Prater gewährt, wie wir ihn noch heute in unvergänglicher Schönheit genießen.

Zum Schlusse dieses Capitels will ich noch meine Leser mit einzelnen Details des Praters selbst bekannt machen und lade sie zu diesem Behufe freundlichst ein, mir auf meinem Rundgange zu folgen. Wir gelangen vorerst in den »Nobelprater«, um sodann unsere Schritte seitwärts in den »Volksprater« zu lenken. Das Bild, welches sich uns hier aufrollt, gehört der interessanten Zeitperiode zwischen 1775 bis 1799 an.

Der Nobelprater.

Wenige Schritte seitwärts, gleich links beim Eingange der Hauptallee, hinter grünen Holzgittern und zwischen Gebüsch und Baumgruppen halb versteckt, bemerken wir ein schönes stylvolles Gebäude, welches einst den romantischen Namen „Waldschlößchen“ führte, um ihn später gegen die viel nüchterner klingende Benennung »Kaiserliches Gartenhaus« zu vertauschen.

Das kaiserliche Gartenschloss,

welches sich hier *sub Figur 5* im Bilde zeigt,¹⁾ wurde im Jahre 1775 von dem galanten Botschafter Galizin als Privatlustgebäude sammt dem dazu gehörigen Garten auf das Geschmackvollste angelegt und kam nach seinem bald darauf erfolgten Tode in den Besitz des Grafen Hojos. Von diesem erkaufte es Erzherzog Carl im Jahre 1790, um es seiner Schwägerin der Erzherzogin

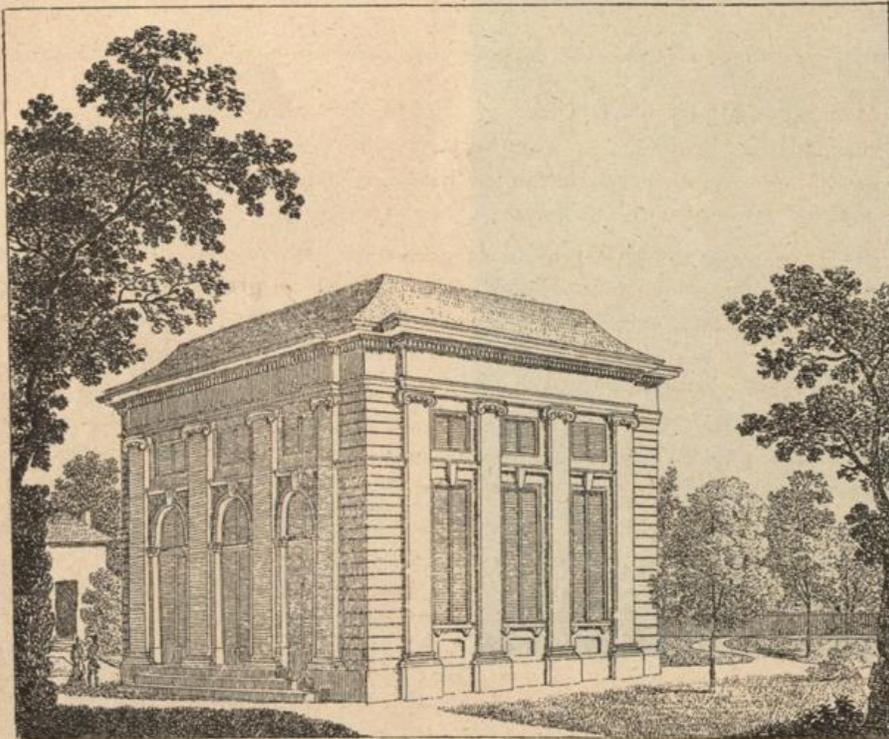


Fig. 5.

Das kaiserliche Gartenhaus.

Therese (zweiten Gemalin des Kaisers Franz, dem sie am 19. September 1790 vermählt wurde) zum Hochzeitsgeschenk zu machen. Dieses galante Geschenk erfreute die hohe Frau ungemein, denn gerade den herrlichsten Eigenschaften ihrer schönen Seele, ihrem ungetrübten Frohsinne, ihrer Leutseligkeit und vor Allem ihrem Wohlthätigkeitssinne konnte sie hier ungenirt Genüge leisten. Man sah sie oft stundenlang hier an dem Arme ihres Gemals lustwandeln und kein Wiener ging damals am Gatter vorüber,

ohne einen freudigen Blick nach dem Kaiser-Schlösschen zu machen. Augenzeugen erzählen, dass gewiss kein Bettler hier unbeschenkt blieb, ja dass die Kaiserin nicht selten eigen-

¹⁾ Das Bild, von Bauer gezeichnet und von Ponheimer gestochen, zeigt uns das Gartenhäuschen wie es im Jahre 1775 von Fürst Galizin erbaut war. Der Fürst war den Wienern als Naturfreund und Botaniker wohlbekannt und noch heute nennen sie einen Theil des »Leopoldsberges« nach seiner dortigen Besetzung (im Wiener Dialecte) »Galiziberg«.

händig den Armen Geschenke durch das Gitter zuwarf. Oft rief sie arme Kinder heran und erkundigte sich persönlich über die Verhältnisse ihrer Eltern, um die Noth zu lindern, wenn Hilfe dringend war. Diese ihre allbeglückenden Tugenden leben noch heute in der Erinnerung fort, in dem dankbaren Herzen vieler Tausende, deren Thränen sie getrocknet, deren Leiden sie gelindert, doch ein Umstand ist es ganz besonders, der uns Alle zum innigsten Danke ihr verpflichtet: Sie war nämlich die einzige der vier Gemahlinen des Kaisers Franz I. die ihn mit Kindern beschenkte, und die somit zur Grossmutter unseres jetzt regierenden Kaisers wurde.

Die Hauptallee gewann an Schönheit und Beliebtheit immer mehr und mehr durch die sorgfältige Pflege der Fahr- und Geh-Wege, sowie auch insbesondere durch die Anlegung von Wasserbrunnen (1786) und Errichtung von Kaffeehäusern (1786—1790). Die Kaffeehausbesitzer sorgten für das Bedürfniss des Publicums durch Erbauung geschmackvoller Pavillons und für bequeme Sitzbänke und gute Beleuchtung durch zahlreiche Laternen und täglich spielten hier mehrere Musikcapellen. Die Wiener gewöhnten sich an diesen Theil des Praters alsbald so sehr, dass sie nur hier mit Vorliebe ihre Promenaden abhielten und ihre Rendezvous zu geben pflegten. Das Wort: »Abends beim Kaffeehaus im Prater« wurde alsbald ein modernes Sprichwort und man konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, viele Familien, ja sogar einzelne hochgestellte Personen hier täglich anzutreffen. Zwei interessante Bilder aus jener Zeit *sub Figur 6 und 7* zeigen uns die Promenade der Fussgeher¹⁾ und Fahrenen²⁾ vor den Kaffeehäusern im Prater.

Die Promenade vor den Prater-Kaffeehäusern (um 1794—1810).

Die täglichen Spaziergänge der Wiener zu den Prater-Kaffeehäusern, machten damals (1794—1810) gerade diesen Theil des Praters, zum Lieblingsaufenthalt der eleganten Welt und es lohnt sich, mit der Beschreibung desselben uns näher zu befassen, da sie eine Fülle lehrreicher und zugleich hochinteressanter Zeit- und Sittenbilder zu geben vermag.

Es war auch damals eine merkwürdige Zeit, ein gewaltiger Umschwung im gesellschaftlichen Leben hatte sich soeben vollzogen; das grosse Jahrhundert mit seinen grossen Leidenschaften und Passionen war zur Neige und an seine Stelle trat nun ein ruhigeres contemplatives Zeitalter. Der Abscheu der Wiener gegen die französische Revolution hatte sich allmählig gedämpft und die Gräueltaten der Schreckensherrschaft, die in der Enthauptung Ludwigs XVI. und Maria Antoinette's 1793 ihren Höhepunkt erreichten, waren bereits überwunden und vergessen und die Wiener fingen wieder an, französische Sitten zu copiren und Pariser-Moden mit Vorliebe bei sich einzubürgern.

¹⁾ Das Bild *sub Figur 6*, gezeichnet von J. Janscha und von J. Ziegler gestochen, 41·5 cm. breit und 26 cm. hoch, stellt die Promenade bei den 3 Prater-Kaffeehäusern als den Versammlungsort der schönen Welt aus der Zeit von 1785—1790 vor. Von besonderem Interesse ist hier die Staffage hervorzuheben, sie macht uns mit der damaligen in Wien herrschenden Modetracht bekannt. Die Costume am Bilde entsprachen auch vollkommen der damaligen Zeit, die in jeder Hinsicht eine höchstmerkwürdige genannt werden musste, sie bildete nämlich den Uebergang von der alten spanischen Modetracht zum neuen französischen Costume, den Uebergang vom über weiten »Steifrock« der Damen zum enganliegenden »griechischen Costume«, von der hochaufgethürmten gepuderten Frisur zum glatten »Scheitel«, vom »Haarbeutel« und der Allongeperrücke der Herren zum »glattgeschnittenen Haar«, vom »Dreispitz« zum »Cylinderhut«. Dieser rasche Wechsel der Mode ging damals auch gleichen Schritt mit dem Wechsel in den politischen Anschauungen und während man noch vor kurzem vor der französischen Schreckensherrschaft und vor Frankreich selbst Abscheu füh'te, legte sich nun wieder allmählig dieser Hass und mach'te es möglich, dass das neu aus Paris zu uns herüberkommende »Griechenthum« Eingang fand und dass überhaupt französische Sitte und Mode bei uns wieder mit Vorliebe nachgeahmt wurde.

²⁾ Das Bild *sub Figur 7*, ebenfalls von Janscha gezeichnet und von Ziegler gestochen, 41·5 cm. breit und 26 cm hoch, zeigt uns gleichfalls die Hauptallee an den genannten Kaffeehäusern, jedoch hauptsächlich den Fahrweg mit den Equipagen und Reitern. Auch hier sind die Staffagefiguren von besonderem Interesse.

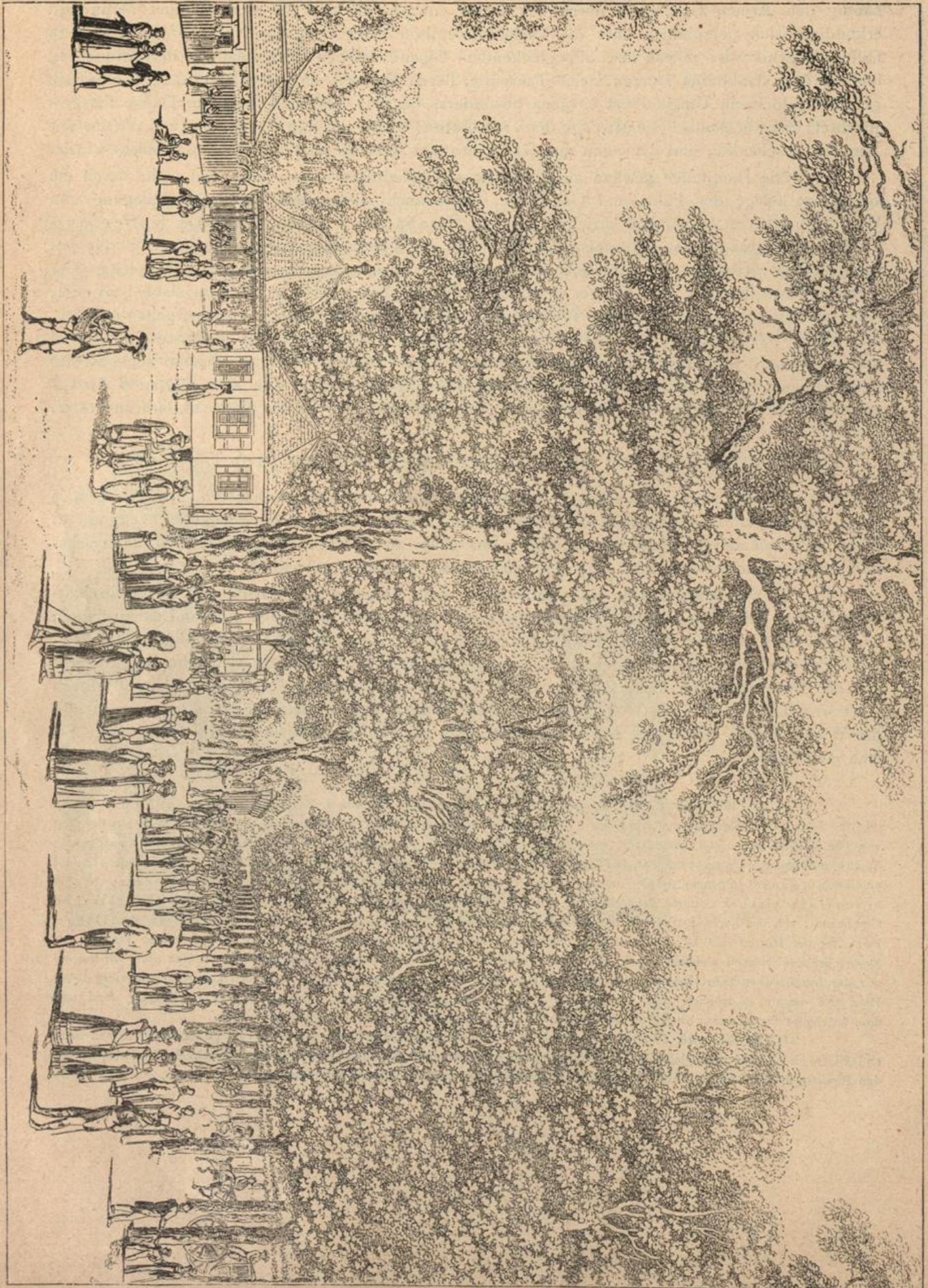
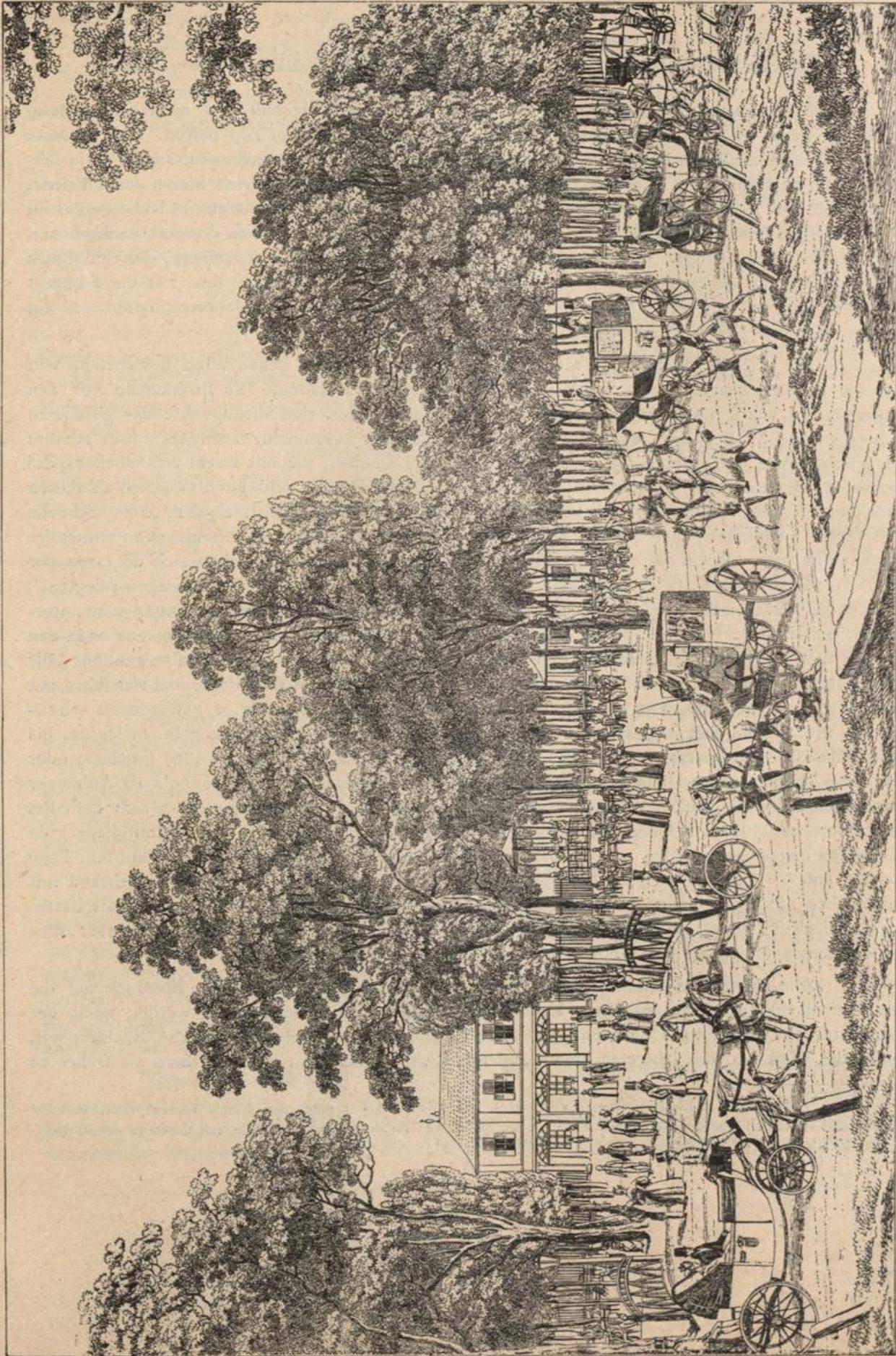


Fig. 6.

Die Promenade der Fußgänger vor den drei Kaffeehäusern im Nobelprater um 1794—1810.



Praterfahrt in der Hauptallee um 1794—1810.

Fig. 7.

Ein Zeit- und Sittenbild im Nobelprater um 1794—1810.

Nach glücklicher Besiegung der Pariser Schreckensherrschaft und nach Enthauptung Robespierres (27. Juli 1794) schien die Gesellschaft wie von einem Alp befreit. Man athmete wieder auf und auch die Wiener Gesellschaft erholte sich von jenen Schrecknissen, die sie lebhaft genug mitempfunden und die lange genug gewährt. Man sehnte sich wieder nach Friede, nach Friede um jeden Preis. Man hatte zu lange das Glück, die Vergnügungen in Ruhe geniessen zu können, entbehrt, um nicht jetzt lebhaft zu wünschen, das Versäumte doppelt nachzuholen. Auch bei den lebenslustigen Wienern machte sich jetzt der Drang nach Zerstreung, das Bedürfniss nach Unterhaltung doppelt fühlbar. »Lebensgenuss« und »Lebensfreude« war die Signatur des Tages und es darf uns nicht wundern, wenn die Wiener hierin ein Mehreres thaten und ein bischen über das Ziel hinausschossen.

Die Wiener suchten nun wieder den »Prater« auf, ihren lieben alten Bekannten, von dem sie ja wohl wussten, hier eine Fülle von Zerstreung zu finden. Die Promenade vor den Kaffeehäusern wurde nun häufiger besucht und in kürzester Zeit zum Mittelpunkte des geselligen Lebens gemacht. Bekannte und Gleichgesinnte kamen hier zusammen, besorgte Mütter stellten ihre Töchter wie auf einer Gallerie zur Schau, leichte Dämchen, die mit ihrem Schönheitscapital wucherten, machten sich bekannt und berühmt und galante Herren schlüpfen zwischen all' diesen Mädchen, Pferden, Equipagen hindurch und täglich wurden neue Liebschaften geschlossen und neue Liebesnetze gesponnen; man promenirte, lachte, scherzte, plauderte und dies alles von lärmender Musik umrauscht. Wenn man lange genug müde sich gegangen, setzte man sich an einen der vielen Tische und verzehrte ein »Arlequin« wie die Wiener noch vor 40 Jahren zu sagen pflegten,¹⁾ oder las das »Diarium« (spätere »Wiener Zeitung«), um sich über die Pariser Vorgänge zu unterrichten, und frohlockte, wenn die revolutionäre Bestie neue Fusstritte erhielt, oder wenn es in den Blättern z. B. hiess, dass sich soeben eine eigene Gesellschaft in Paris gebildet habe, genannt »Die goldene Jugend« (*jeunesse dorée les muscadins*), die grosse Knüttel mit Stossdegen mit sich führe, mit denen sie ihren Liebessport ausübe, der darin bestehe, die jetzt machtlos gewordenen »Jacobiner« weidlich durchzuprügeln, oder gelegentlich auf der Strasse durchprügeln zu lassen, bis endlich ihre Clubs gesperrt würden, was denn auch wirklich am 12. November 1797 geschah; oder z. B. dass ein blutjunger Mensch, der erst kürzlich nach dem Sturze Robespierre's als Anhänger desselben verdächtig, seiner Stellung enthoben, jetzt in Paris beschäftigungslos sich aufhalte, am 5. October 1794 dem Obergeneral Barras (einem der hervorragendsten Conventmitglieder) als »Gehilfe« beigegeben worden sei, dass derselbe »Napoleon Bonaparte« heisse und fünf Tage nachher am 10. October sich an die Spitze der Conventtruppen gestellt und den Aufstand mit Kartätschen niedergeschlagen habe und desshalb zum General ernannt und vom Volke als Retter der Gesellschaft und als Wiederhersteller der Ordnung begrüsst worden sei und man sich Alles von der neuen Militärgewalt verhoffe, der man sich nun blindlings in die Arme werfe.

Alle diese und ähnliche Nachrichten verfehlten nicht, den tiefsten Eindruck auf die Gemüther der Wiener zu machen. Neue Empfindungen und Anschauungen wurden wach, der Freiheitsrausch verflüchtigte sich und an dessen Stelle trat nun eine praktische Nüchternheit, welche die Welt und die Dinge in einem anderen Lichte beurtheilen liess, als man sie früher zu

¹⁾ Eine Portion Eis (Gefrorenes) »Vanilles« und »Erdbeere« nannte man damals »Arlequin«, weil die »gelbe« und »rothe« Farbe des Gefrorenen jenen bunten, gelben und rothen Fleckchen ähnelte, mit denen in der »Pantomime« der »Arlequin« bekleidet war.

beurtheilen gewohnt war. Man begann über »Bürgerthum«, »Staatswohl«, »Militarismus« etc. im Sinne der Ordnung und Stabilität nachzudenken, kurz es bereitete sich im Allgemeinen eine Stimmung vor, die deutlich zu erkennen gab, dass nun die Menschheit an einem Wendepunkte der Geschichte angelangt sei.

Jene grosse Wandlung in der Gesellschaft begann und Paris machte den Anfang.

Die Pariser Damen waren die Ersten, die mit instinctivem Scharfsinne einsahen, dass es nun rathsam sei, den bisherigen Luxus lieber abzuschwören und sich mit einfacheren Toiletten zu begnügen. Die geistreiche Frau Therese Tallieu, Gattin des Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses, trat zuerst in ihrem Salon mit einem enganliegenden, antikisirenden Kleide von sehr dünnem Stoffe hervor, das nun rasch zur Mode wurde und das sogenannte »grand habit« der vorrevolutionären Zeit (den weiten steifen Reifrock) für immer verdrängte. Auch die vielbespöttelten »hohen Frisuren«, welche die Damen bisher trugen und sie nicht selten nöthigten, im Wagen zu knieen, um den kostbaren Locken-Bau zu schonen, verschwanden in ganz Paris, denn dort, wo die Köpfe so unsicher auf ihrem Halse wackelten, war es ja überflüssig, ihnen allzu grosse Aufmerksamkeit zu widmen. Frau Tallieu ging auch hier mit gutem Beispiel voran und irug das Haar nach griechischem Muster ungepudert, in einen Knoten verschlungen und statt der hohen Stöckelschuhe »Sandalen« an den Füssen. Auch die reizenden »Schönplästerchen« (*Mouches*) und die weiten übergrossen »Fächer«, hinter welchen man sich wie hinter eine spanische Wand ganz gut verstecken konnte, nebst vielen anderen schönen und kleinen Herrlichkeiten hatte die Revolution und der Terrorismus wie mit einem Zauberschlage hinweggefegt.

Das griechische Costume wurde unter verschiedenen Aenderungen auch bei uns Mode. An die Stelle des überweiten »Steifrodes« kam jetzt das enganliegende Gewand »à la grèque« und statt der hochaufgethürmten Frisuren kurzgeschnittenes Haar und selbst der »Sopf« und »Haarbeutel« musste der Mode weichen. Die Herren trugen nur kurze Westen, anliegende Beinkleider mit hohen Kappenstiefeln, ausgeschnittene Röcke mit langen Schössen und breiten Reversen, der »Dreispitz« wurde mit dem Filzhute und der enorme Kopfsputz der Damen mit einem einfachen schmalen Bande, einer Blume oder der »phryische Mütze« vertauscht.

Aber so wie die Costume sich änderten, so änderten sich auch bei uns die geselligen Verhältnisse; das »Zierliche« und »Umständliche« verschwand und an dessen Stelle trat das Einfache und Natürliche, die gewöhnlichen Umgangsformen verkürzten sich, die Höflichkeitsbezeugungen und Begrüssungen wurden einfacher und selbst die Galanterie gegen Damen verlor ihre bisherige Ueberschwänglichkeit, nur das »Händeküssen« erhielt sich in Wien noch bis zur Stunde, während es in Deutschland längst schon zur Lächerlichkeit herabsank.

Aber trotz der angestrebten Vereinfachung würde uns heute ein »Wiener Elegante« von damals dennoch wie eine Caricatur-Maske erscheinen. Schon das wulstige »Halstuch«, das nach Pariser Sitte bis hoch zum Halse hinaufreichte, die übermässig langherabhängende Uhrkette, die bei jeder Bewegung in lästige Schwingung gerieth, der dicke Knotenstock, der stete Begleiter jedes Stutzers, hatten nach unserem heutigen Geschmacke etwas Befremdendes; auch das Costume der Damen würde heute nicht mehr entsprechen, ja unser Schamgefühl sogar verletzen, denn die Damen nahmen keinen Anstand, sich nach Pariser Muster so zu kleiden, dass sie mehr zu enthüllen, als zu verhüllen schienen.

Ebenso wurde auch der Umgang mit dem schönen Geschlechte ein viel freierer und ungezwungener und man konnte jede Dame ungescheut ansprechen, wenn es nur mit Anstand geschah, auch fand man damals nichts Ausserordentliches darin, selbst das solideste Bürgersmädchen schon nach mehrmaliger Begegnung um ein Rendezvous zu bitten. Es entwickelte sich eine Zwangslosigkeit

im Umgange der Geschlechter, wie sie vorher nie dagewesen war, und was hierüber für Wien im Allgemeinen galt, das galt insbesondere für den Prater.¹⁾

Wir sehen aus dem eben Erzählten, wie rasch sich die geselligen Verhältnisse bei uns änderten und noch immer ändern, blicken wir doch heute schon in die Zeit vor 50 Jahren, wie in eine neue Welt.

Noch greller aber wird der Abstand, wenn wir obige Zustände mit jenen zu Zeiten Ferdinands III. (1637—1657) vergleichen. Von einem Chronisten dieses Kaisers über die damalige Schwerfälligkeit und Umständlichkeit ritterlicher Galanterie wird uns ein höchst interessanter urkundlicher Bericht erstattet, der wohl der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.²⁾

¹⁾ Unsere Chronisten des vorigen Jahrhunderts haben uns über das »Treiben der Wiener im Prater« charakteristische Schilderungen geliefert. Vide Pezzl in seinem Buche: »Neue Sitten in Wien«, und ein anderer Geschichtschreiber aus jener Zeit sagt über dieses Thema Folgendes: »Die Zahl der soliden und flüchtigen Bekanntschaften, die hier täglich gemacht werden, ist wohl eine sehr große. Sie und nirgends haben die Götter „Amor“ und „Hymen“ ein thätigeres Geschäftscomptoir gehabt, als hier und ihre Hauptbücher würden beweisen, daß ein großer Theil der Wiener Bevölkerung diesem Erholungsorte seine Existenz verdankt«.

²⁾ Dieser Chronist Ferdinands III. (1637—1657) weist nach, wie es damals den Cavalieren als Bräutigam schwer gemacht wurde. Nach der Wiener Hofsitte und den ritterlichen Gebräuchen gab es damals für Cavaliere eigene Vorschriften, nach welchen sie sich um die Hand einer Dame bewerben konnten. Diese Verhaltensmassregeln mussten strenge gehalten werden und waren in ihren Hauptzügen folgende: »Wenn ein Cavalier heiraten will, muss er 1. um Erlaubniss bitten, dass er der Dame „aufwarten“ darf; 2. wenn er dies erlangt, ist das so viel, als wenn er schon Zusage hätte; 3. muss er ihr aufwarten, welches in Folgendem besteht: a) kleidet er sich aufs prächtigste und gibt jedem Diener eine Livrée; b) schickt er alle Tage frühestens zur Braut und lässt fragen, wie sie geschlafen und wie sie den Tag wolle zubringen; c) schickt er zugleich Blumen, welche das Frauenzimmer an die Brust zu heften pflegt; d) wenn ihm nun die Antwort geworden, um welche Zeit sie in die Kirche fahren werde, kommt er dann in ihr Haus, hebt sie in den Wagen und reitet mit blossem Haupte dort her, wo die Braut sitzt, wengleich auf der andern Seite eine vornehmere Person wäre, bei welcher man sonst reiten sollte. Bei der Kirche steigt er vom Pferde, machet den Wagen auf, hebt sie heraus und führet sie an der Hand in die Kirche. Wenn die Kirche aus ist, hebt er sie wieder auf. Speiset sie bei einem Fremden, muss er sich auch zu Gast bitten, denn in Oesterreich ist es gebräuchlich, dass sich einer selbst zu Gast ladet, und lässt sagen: Er wolle dem Herrn bei der Malzeit aufwarten. Ueber dem Essen muss er allezeit vorlegen und sie im Gespräche erhalten. Wenn sie zu trinken begehrt, so nimmt er den Teller sambt dem Glase, und wenn sie trinket, hält er den Teller unter, damit das Wasser, so vom Glase fleusst, die Kleidung nicht verderbe; trinkt allezeit auf seiner „Fräulein Dame“ Gesundheit. Ihr aber darff er keines zubringen, sitzet allezeit neben ihr, damit er ihr desto besser aufwarten könne. Ist es Sommer, so führet er sie zu Mittag in Prater, im Winter aber muss er sie im Schlitten fahren. Solche Aufwartung währt aufs wenigste drei Monate, denn man macht es denen Cavalieren sauer. Wenn zur Hochzeit geschritten wird, muss er seiner Liebsten Galanterien auf einer silbernen „Taszen“ (Tasse) schicken, als: ehliche Paare seidener Strümpfe, Seidenzeug, Band, Handschuhe, 12 Federn, Säcker, Spißen, Kammertuch und was er meint, das ihr angenehm sei. Nun kommet auch, dass die Herrn alle Tage ein Präsent schicken, dass doch keines unter 100 Thaler zu stehen kömmt, silberne und goldene Geschmeide, Armbänder, Ohrengehenge von Edelstein etc. Er muss die Zimmer seiner Braut besser beziehen, denen Dienern neue Hochzeitslivréen geben, und nicht nur mehrere Diener für sich aufnehmen, sondern auch für die Braut 1 Pagen, 2 Lakaien, einen Kutscher und Vorreiter bestellen. Diese schickt er früher an dem Hochzeitstag durch einen seiner Diener zu ihr hin und lasset ihr sagen, dass diese ihre Diener sein sollen und denen hätte sie zu befehlen. Schickt auch um diese Zeit einen neuen Wagen mit neuen Zupferden, welche acht oder zum mindesten sieben sein müssen, damit, wenn eines aufsessig werden sollte, man das andere an die Stelle haben kann. Letzlich muss er seiner Liebsten „Kammermensch“ (Kammerjungfer) von Fuss auf kleiden. Die Hofdamen geben ihrem Bräutigam nichts, denn es sei genug, wenn sie einen nehmen; nur geben sie Nachtzeug. Am Hochzeitstage „Weißzeug“, als: 6 Hemden, 6 Umschläge, 12 Schnupftücher, 6 Paar Handblätter und die halben Ankösten der Hochzeit. Am Hochzeitstage fahret der Bräutigam mit seinen Freunden in die Kirche. Dort geht er der Braut entgegen, hilft ihr aus dem Wagen und führt sie in die Kirche, beide sind weiss und auf Silberstüß gekleidet. Die Braut hat an ihrem Rocke einen »Schweiff« (Schleppe) von drei Ellen, welchen entweder ein Page oder Fräulein nachtragen muss, bei der Copulation sind die „Gemahlringe“, schlecht (einfach) von Golde rautenweise geflochten, zu wechseln; weil durch den Ring nichts Anderes als die Ewigkeit verstanden wird. Wo aber ein Stein ist in dem Ringe, kann dieser nicht mehr die Ewigkeit bedeuten, weil gleichfalls an dem Orte, wo der Stein gesetzt ist, das Ende des Ringes ist. Ueber Tisch sitzen die Herren

Während sich nun die Sitten bei uns etwas lockerten, begann auch in Paris der Verfall der öffentlichen Sittlichkeit. Frankreich wurde eine Republik ohne Republikaner, die allmähliche Verlotterung griff um sich, Unterschleif und Bestechlichkeit kam an die Tagesordnung, der finanzielle Zusammensturz schien fast unvermeidlich und die Pariser fühlten es jetzt, dass an die Stelle ihrer vielen alten Tyrannen ein »neuer«, ein »einzig« getreten sei, dessen Joch sie gleich schmerzlich empfänden. Aber der »neue Tyrann« wusste wenigstens ihnen süß zu schmeicheln, ihrer Eitelkeit zu fröhnen, ihnen vom »Ruhme der grossen Nation« zu erzählen, auf seinen Eroberungszügen die herrlichsten Kunstschatze, wie z. B. aus Egypten und Italien, wegzuschleppen und sie ihnen nach Paris zuzusenden.

Mit dem Vordringen der siegreichen Waffen Frankreichs trat nun auch für uns eine neue Gefahr heran, und als Oesterreich sich an seinen Grenzen bedroht sah, theilte sich auch den Wienern dieselbe Furcht gegen den Eroberer mit, wie den übrigen Ländern Deutschlands und Italiens und während früher Napoleon als der »Retter der Gesellschaft« gepriesen wurde, erkannte man jetzt in ihm, in seinem masslosen Ehrgeize, in seiner nimmer zu stillenden Selbstsucht die »Geißel der Völker«.

Immer näher und näher zog sich der Kriegslärm an unsere Grenzen heran, immer enger und enger wurden die Kreise und als die Gefahr noch höher stieg und als nun vollends der Krieg mit Frankreich ausbrach, als bereits Napoleon am 30. März 1797 in Klagenfurt einzog: da zeigten sich die Wiener von ihrer lebenswürdigsten und edelmüthigsten Seite. Es schien, als ob jener Rest von »Humanismus« und »Gleichheitsgefühl«, der noch aus der Josephinischen Epoche zu uns herüberklang und der alle Nationen, ja die ganze Menschheit als eine einzige Familie in Liebe umschlingen wollte, der noch nichts von Nationalitätenhass und Nationalitätenhader sich träumen liess (wie er z. B. unsere Tage so grausam trübt), nun wieder über die Wiener gekommen sei, um sie zum Gemeingeist aufzumuntern, zum einträchtigen Handeln zu begeistern. Der Wiener Bürger, Appellationsrath Fillenbaum, und sein Landsmann, der Hof-Silberarbeiter Ignaz Würth, der Baumeister Josef Gerl und der Tuchhändler Ignaz Bindermann erfassten den Plan, ein »Freicorps« zu errichten, das unter dem Namen „*Wurmser Freicorps*“ von Wiener Bürgern gegründet und vom österreichischen und steierischen Adel erhalten werden solle. Zu gleicher Zeit tauchte auch die Idee eines Allgemeinen Aufgebotes auf. Es bildete zuerst ein Bataillon von 1400 Mann und nannte sich das „*Corps der Wiener Freiwilligen*“. Demselben wurde die Begünstigung ertheilt, den »Grenadiermarsch« schlagen zu dürfen und die eingereichten Beamten und Studenten durften ihre Gehalte und Stipendien fortbeziehen. Das Corps wurde nach Italien zum Heere des Feldzeugmeisters Alvinzy gesendet, wo es bei jeder Gelegenheit sich rühmlichst auszeichnete. Drei Monate später, als die Franzosen bereits im Innern Steiermarks eingedrungen waren, meldete sich unter dem Regierungspräsidenten Grafen Saura eine Masse Wiener Bürger, um freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes unter Waffen zu treten. Am 11. April rückten bereits 8000 Freiwillige mit grösster Begeisterung auf dem Glacis zur Musterung aus und am 12. April waren bereits 37.000 Mann eingeschrieben, worunter sich die Studenten, Mitglieder der Akademie, der bildenden Künste und des Handelsstandes befanden. Besonderer Gemeingeist herrschte unter ihnen, so z. B. hatten sich die Tischler

ohne Mantel und Degen; sobald man aber von der Tafel aufsteht, nimmt Jedermann seinen Mantel und Degen. Erstlich wird der „*Ehrentanz*“ gehalten, dazu die Brautführer mit zwei Fakeln den Bräutigam aufrufen, welcher allein mit der Braut tanzt und lässt sie wieder fahren, wenn die „*Courante*“ zweimal aufgespielt worden. Dann tanzen die Gesandten, nach denen Gesandten des Bräutigams und der Braut nächste Verwandten den Ehrentanz mit der Trompeten Schall. Wenn die Ehrentänze vorüber, legen die Cavaliere, welche vorher in der Reihe gestanden, den Degen und Mantel ab und nimmt ein jeder eine Dame und tanzt mit ihr „*auf deutsche Manier*“. Denn nun betritt die Brautmutter das Brautgemach und überantwortet dem Herrn Bräutigam seine Braut, welche sich gewaltig dagegen sträuben muss.

(bestehend aus 1500 Mann) durch feierlichen Eid unter sich verbunden, nicht von einander zu weichen und jeden Feigen aus ihrer Mitte auszuschliessen; sie erhielten eine eigene Aufgebotsfahne, welche sie noch gegenwärtig bei den Frohnleichnamsp processionen führen. Am 14. April rückten sie auf ihre Standorte in die »Praterauen« und in die »Brigittenu« ab, wo bereits grosse Verschanzungen mit möglichster Schonung des Terrains angelegt waren. Die Wiener Bürger zogen nun wieder in den Prater hinaus, aber diesmal mit ganz anderen Gefühlen, nicht der Unterhaltung wegen, sondern um ihren Brüdern ein herzliches Lebewohl zu sagen und ihnen nochmal die Hand zum Abschied zu reichen, sie mit tüchtigem Proviant und Liebesgaben opferwillig zu beschenken.

Am 17. April fand am Glacis die feierliche Fahnenweihe statt, worauf der Ausmarsch zur Nussdorfer-Linie erfolgte. Voraus zogen zwei Schwadronen Reiter, dann das Universitätscorps, hierauf 7 starke Brigaden und ein Jägercorps. Der Marsch ging über Klosterneuburg nach der Steiermark. Der Kaiser liess später an die Theilnehmer dieses Aufgebots goldene und silberne Medaillen vertheilen, welche an einem schwarzen und gelbseidenen Bande getragen wurden. Diese Medaillen zeigten das Bildniss des Kaisers Franz I. und die Inschrift: »Den biederen Söhnen Oesterreichs des Landesvaters Dank«.

Schon gleich bei Beginn des französischen Krieges bestritt Kaiser Franz I. in edelmüthigster Aufopferung die grossen Kosten aus seinem eigenen Privatvermögen, ja er liess sogar sein grosses goldenes Tafel-Service einschmelzen, doch die Bürger Wien's wollten hinter diesem hochherzigen Beispiele nicht zurückbleiben, es wurden von allen Ständen mehrere Millionen freiwillig beigesteuert, die Zünfte gaben sogar ihre silbernen „Willkommbecher“ freiwillig hin. Der Kaiser, um die Gabe »seiner lieben Wiener« (wie er sie zu nennen pflegte) zu ehren, beschied am 7. April das bürgerliche Officierscorps nebst dessen Obersten und den Bürgermeister Hörl zur Audienz in die Hofburg und übergab ihnen unter Versicherung seiner Huld einen prächtigen silbernen, mit seinem Bildnisse und reicher Vergoldung verzierten Becher mit der Inschrift: »Zum ewigen Andenken der besonderen Liebe aller bürgerlichen Innungen, Meister und Gesellen in Wien, für Ihn und ihr Vaterland und zum Beweise seiner Gegenliebe Erkenntlichkeit widmet Franz diesen Becher allen seinen lieben Bürgern«. Mittag war grosse Tafel von 250 Gedecken im grosse Redoutensaale, wozu alle Bürgerofficiere und die Vorsteher der Innungen geladen waren. Während der Tafel erschien der Kaiser und die Kaiserin und sprachen ihre innigste Zufriedenheit aus. Der Bürgermeister Hörl trank unter lautem Jubel zum erstenmale aus dem Becher auf die Gesundheit des geliebten Herrscherpaares und des gesammten Kaiserhauses! Und der »Becher«, dieses sichtbare Zeichen der Liebe der Unterthanen zum Landesvater, wurde im bürgerlichen Zeughause aufbewahrt, wo er sich noch heute befindet.

So sehen wir denn auf den Blättern der vaterländischen Geschichte immer und immer wieder jenen »goldenen Faden« schimmern, der stets in Lieb und Treue um Volk und Thron sich schlingt!

Und in der That, jedes dieser Opfer, welche die Wiener damals brachten, war ein leuchtendes Beispiel seltener Vaterlandsliebe, ein Zeichen rührender, aufrichtiger Treue gegen den Kaiser und Vaterland, aber zugleich auch ein Zeichen des »edelsten Gemeingeistes«, wie er in der Geschichte nur selten rührender und deutlicher zum Ausdruck gelangt.

Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.

Links nächst der Hauptallee zwischen dem kaiserlichen Gartenschloss und dem ersten Kaffeehause, beiläufig an der Stelle des heutigen »Aquariums«, befand sich bis in die Fünfzigerjahre ein hölzernes, grosses, thurmartiges Gebäude, das sogenannte

Panorama,

in welchem viele Schlachtbilder, darunter »Die Schlacht von Navarin« als das beliebteste (weil darin die meisten Todten, Verwundeten, Brandstätten und Pulverdampf vorkamen), hinter Vergrößerungsgläsern zu sehen waren. Später zeigte man auch Ansichten von Prag und den meisten Hauptstädten Europas. Eine Abbildung dieses Gebäudes lasse ich hier *sub Figur 8* folgen.¹⁾



Fig. 8.

Das Panorama

Auf der anderen Seite der Allee, gerade dem Panorama gegenüber, stand noch bis zu Anfang der Fünfzigerjahre

Der Circus de Bach

des Kunstreiters Alexander de Bach. Er war der Erste, der die Wiener mit dem Luxus einer höheren Kunstreiterei nach englischem Muster amüsirte und alle Jahre zur Sommerszeit mit einer vielköpfigen Gesellschaft sich hier produzierte. Das Gebäude, wiewohl nur von Holz, war prächtig ausgestattet, die Decorationen schön und geschmackvoll, mehr solid als glänzend, die

¹⁾ Das Bild, von J. Ziegler gezeichnet und gestochen, bringt uns das »Panorama« von der Südseite aus zur Anschauung. Zu beiden Seiten des Haupteinganges bemerken wir ein Holzgitter. Die Wände mit Holz-Verschallungen ohne Fenster lassen sogleich auf den Charakter einer Schaubude schliessen, deren innerer Zuseherraum sein Licht von mehreren Dachfenstern erhält.

Reitbahn sehr geräumig, ringsum mit Sitzen in Gestalt eines Amphitheaters, im ersten Stockwerke mit Logen und Seiten-Cabinetten zu Erfrischungen versehen und der Innenraum durch das helle Tageslicht, welches von der hohen Glaskuppel von oben einfiel, angenehm beleuchtet. Nach dem Tode Alexander's ging das Geschäft auf seinen Sohn Carl und dann auf die Witwe de Bach über, die später die Gesellschaft auflöste, weil jetzt der Kunstreiter Guerra im rothen Hause in der Alservorstadt durch seine unübertrefflichen Leistungen die Bach'sche Unternehmung weit in Schatten stellte. Das Gebäude aber, das man damals den „Circus Gymnasticus“ nannte, wurde niedergerissen und es blieb nur noch die Erinnerung an den einstigen Vergnügungsort unserer Väter in dem Namen jener Wiese übrig, die noch heute beim Volke „Circus-Wiese“ genannt wird. Ein Bild *sub Figur 9* macht uns mit dem Bach'schen Kunsttempel bekannt.¹⁾



Fig. 9.

Der Circus de Bach.

Am südlichen Ende der Hauptallee gelangen wir zu einem, von dichten Baumgruppen kreisförmig umgebenen und freistehenden Gebäude; es ist dies

Das kaiserliche Lusthaus,

das sich seit Carl VI. (1705) hier an derselben Stelle befindet und schon dem jagdliebenden Kaiser Rudolf II. (1576—1612) und Ferdinand III. (1637—1657) (nur etwas seitwärts gegen die Donau gelegen) als Ruheplätzchen diente. Es war der Aufsicht des Forstknechtes Hanns

¹⁾ Das Bild, gleichfalls von J. Ziegler gezeichnet und gestochen, zeigt uns den Circus mit seinem stattlichen Hauptportal- und zwei Seiten-Eingängen, die Glaskuppel und den am Frontispis aufgestellten reichvergoldeten Adler, wie dies Alles noch bis in die letzte Zeit zu sehen war.

Bengl anvertraut, der Niemandem den Zutritt, wie überhaupt den Aufenthalt in den Praterauen gestatten durfte.¹⁾

Das „Lusthaus“, von Kaiser Franz renovirt, formirt noch immer einen stylvoll gebauten freistehenden Pavillon mit zwei hübschen Sälen zu ebener Erde und im ersten Stockwerke, um welches drei Gallerien von aussen laufen, von denen man eine herrliche Aussicht genießt; es liegt in gerader Linie mit der Hauptallee und war schon öfter der Schauplatz grossartiger Volksfeste, von denen später die Rede sein soll. Das Bild *sub Figur 10* zeigt uns die äussere Ge-

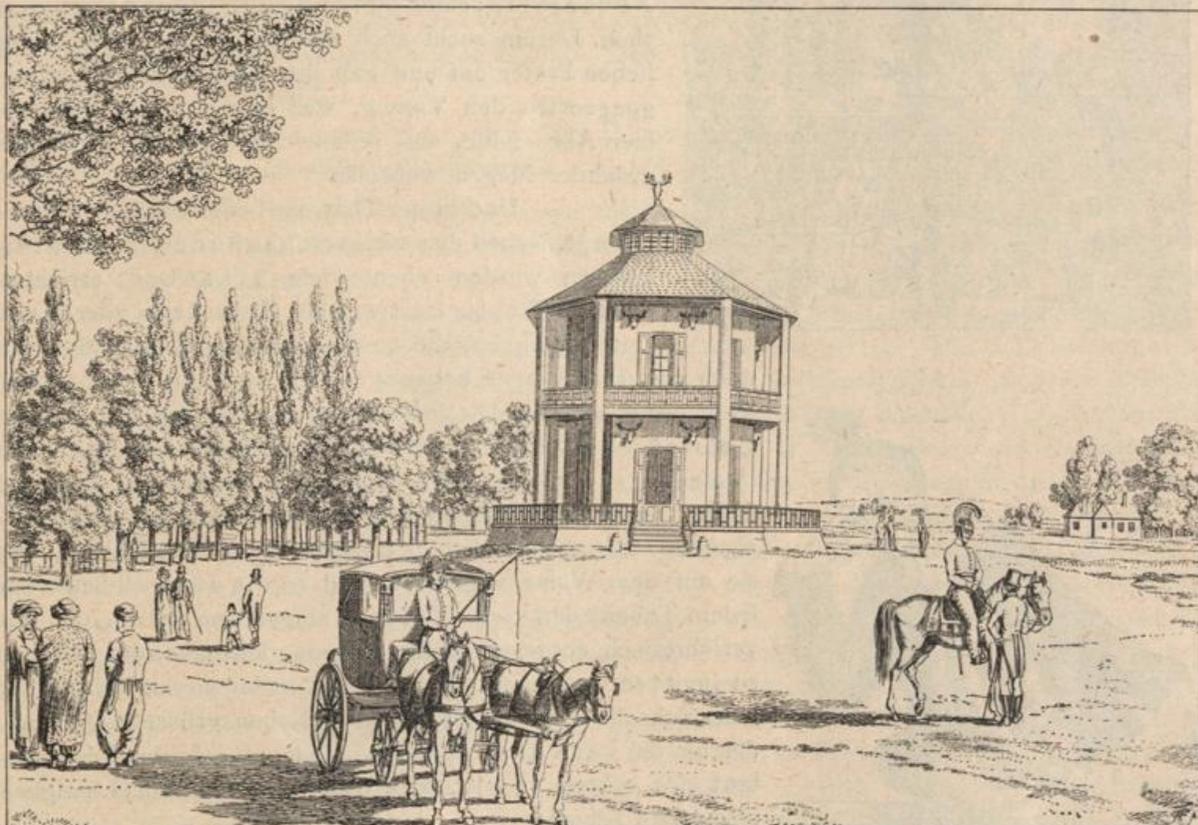


Fig. 10.

Das Lusthaus.

stalt des Lusthauses, wie es sich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts noch bis auf den heutigen Tag unverändert erhielt.²⁾

Links von der Hauptallee führt uns der Weg zu dem bereits genannten „Würfelpriater“, dem eigentlichen Vergnügungs-Orte des Volkes, der seiner interessanten Eigenthümlichkeit wegen näher besprochen zu werden verdient.

¹⁾ Eine Original-Verordnung Rudolf II. vom 7. August 1592 lautet: „Niemand solle in unserer Au dem prater, zur Sommers- oder Winterszeit gehen, reiten, fahren, holzen, jagen oder fischen, ohne Willen unseres kaiserlichen Forstnechts Hans Bengel“. Diese Forstaufsehers-Familie erhielt sich ununterbrochen bis in die Tage Maria Theresias im kaiserl. Dienste und noch unter der Regierung dieser Kaiserin finden wir auf dem Posten eines Prateraufsehers den Namen eines „Hans Bengel“ verzeichnet.

²⁾ Die Ansicht des Lusthauses, von J. Ziegler gezeichnet und gestochen, aus dem Jahre 1790, 41·5 cm. breit und 27 cm. hoch, zeigt uns die Hauptfront des Gebäudes von der Nordseite aus. Noch bis in die Zeiten Kaiser Josef II. war das Dach dieses Gebäudes mit zwei grossen Hirschgeweihen geziert, unter Kaiser Franz I. aber dasselbe wieder seines Schmuckes beraubt und wurden die Fusswege auf Befehl des Kaisers ausgebessert, sowie auch das »Rondo« für die Zufahrt der Equipagen bequemer regulirt und mit Barrieren versehen.

Der Wurstelprater.



Fig. 11. Hanswurst Anton Stranitzky.

Nie ist und war der Wiener erfinderischer, als in der Art, sich zu vergnügen. Mit dem ausgesuchtesten Raffinement wusste er von jeher seinen Unterhaltungen nachzugehen, seiner Schaulust, seiner Neubegier, seiner Vergnügungssucht Genüge zu thun. Darum sucht auch der Wiener von jeher seinen lieben Prater auf und gab ihm allen anderen Vergnügungsorten den Vorzug, weil er gut wusste, dass er hier Alles finde, was sein leichtlebiger Herz und sein gesunder Magen wünsche.

Und in der That, für beide war hier bestens gesorgt. Neben den vielen Schaubuden und Praterhütten wurden ebensoviele Schänken errichtet. Aber die Lustigkeit war der Grundton aller dieser Unterhaltungen, die unserer heutigen Generation nur noch vom Hörensagen bekannt ist. Es war eine eigene lustige Welt des Frohsinns. Die vielen Taschenspieler, Zauberer, Geisterseher, Marionetten- und Schattenspieler und Wahrsager wussten ihre amusanten Kunststückchen vor ihrem verehrungswürdigsten Stammpublicum mit jener ur-eigenen unnachahmlichen Lustigkeit zu produciren, wie sie nur dem Wiener eigen ist; und so wie wir noch heute vor jedem Tabakladen einen Türken aufgemalen sehen, der uns verführerisch entgegenraucht, um uns gleichfalls zum Rauchen zu invitiren, so sahen wir noch vor kaum vierzig Jahren vor jeder Schaubude einen „Hanswurst“ in Lebensgrösse aufgehängt, der als die verkörperte »Lustigkeit«, als der Repräsentant des echten »Volkshumors« auch uns zur Lustigkeit einzuladen schien.

Johann Anton Stranitzky hiess jener »Apostel der Heiterkeit«, der zuerst bei uns den Charakter des »Hanswurst« einführte, und nebenstehendes Bild *sub Figur 11* zeigt uns seine Gestalt portraitähnlich, wie wir sie im Prater so oft zu sehen Gelegenheit hatten. Sein Costum ist charakteristisch, besonders aber seine ingeniöse Stellung, die gewöhnlich als der Vorläufer eines ganz besonderen Spasses galt. Er durfte nur den Finger zur Stirne führen, um anzuzeigen, dass jetzt eine ausgesuchte Dummheit, ganz aparte Einfältigkeit zum Vorschein kommen werde. Eine solche Attitude war daher gewöhnlich das Signal zur allgemeinen Lache.¹⁾

¹⁾ Die Zeichnung ist nach einem Originalportrait copirt und trägt die Züge Anton Stranitzky's aus seiner Jugend; im vorgerückten Alter verlängerten sich seine Gesichtszüge, die Augenbrauen traten buschiger hervor, die Stirne verlängerte sich nach rückwärts wegen des Ausfalls der Haare und gab ihm ein sehr verändertes Aussehen.

Stranitzky kam im Jahre 1708 zu uns nach Wien und machte mit dem »Hanswurst« sein Glück, wie alles »Lustige« bei uns sein Glück macht. Doch wollten wir die Originalität der Hanswurstfigur heute auf ihrem geschichtlichen Ursprung prüfen, so wäre Nachfolgendes zu bemerken:

Der Hanswurst

ist keineswegs, wie viele glauben, eine Wiener Erfindung, sondern deutschen Ursprungs und schon Luther (1541) gebrauchte das Wort »Hanswurst« in Schrift und Predigt, auch wird zu mehren deutschen Comödien aus dem Jahre 1553, 1573 und 1652 die »lustige Person« als »Hanswurst« bezeichnet.¹⁾

Mittlerweile tauchte die Gestalt des Hanswurst zu Anfang des XVIII. Jahrhundert in mehreren Comödien Deutschlands abermals auf und kam durch Stranitzky auch nach Wien.

Aber hier hatte er anfänglich einen schweren Stand, denn die Wiener besaßen damals nur ein italienisches Theater, an dem die höheren Stände grosses Wohlgefallen fanden, für deutsche Comödie musste erst der Boden geschaffen werden. Jedoch der gewandte Bühnenmeister wusste sich zu helfen. Er hielt sich mehr ans Volk als an den Adel, carikierte den »Harlekin«, nahm dessen Tracht an, die er aber vorerst ins deutsche übersetzte. Die Schellenkappe des Italieners verwandelte sich in den grünen Bauern-Hut und die Harlekinsjacke in das grüne Leibchen eines Salzburger Bauers und so war das Costume des „ersten Wiener Hanswurft“ geschaffen, aber nicht bloß die Tracht, auch die Sprache eines Bauers wusste er sich anzueignen und seinen grobkörnigen Witz mit der schlichten Einfalt eines Landbewohners in Einklang zu bringen. Dieser Gedanke verfehlte nicht seine entscheidende Wirkung, denn die natürliche Comik Stranitzky's sagte dem Naturell der Wiener besser zu, als die geckenhaften Verzerrungen eines Harlekins oder Poticinellos, dazu kommt noch, dass Stranitzky seine extemporirten Comödien sich selber schrieb und in seine Dialoge so viel gesunde Comik, so viel natürliche Laune und Lebendigkeit zu bringen wusste, dass er bald der ausgesprochene Liebling aller Wiener wurde und es auch durch volle zwanzig Jahre bis zu seinem im Jahre 1735 erfolgten Tode blieb. Prehauser setzte zwar seine Rolle fort, aber er konnte ihn an Originalität und Beweglichkeit kaum erreichen und als auch er im Jahre 1769 starb, war es um den armen Hanswurst für immer geschehen; neue Culturen dämmerten empor, die deutsche Literatur erwachte aus dem Winterschlaf; mit Lessing's »Emilie Galotti« und »Minna von Barnhelm« wurden der Bühne andere Aufgaben zu Theil; Gottschee zog gegen die Neuberin und Sonnenfels gegen den Hanswurst zu Felde und Maria Theresia liess im Jahre 1770 eine Verordnung erscheinen, wornach die Stegreifcomödien von staatswegen aus Oesterreich verbannt waren. So war denn die »comische Figur«, der

¹⁾ Luther sagt in einer Schrift vom Jahre 1541 gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel wörtlich: „Du zorniges Geistlein (Luther meint hier den Teufel), weißest wohl, daß dies wort „Hanswurft“ nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von anderen Leuten, längst gebraucht wider die Töpel, die so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allerdings in der Predigt.“ Im Jahre 1553 schrieb Peter Probst (ein Nachahmer des Hans Sachs) eine Comödie unter dem Titel: „Ein schön Buch an Fastnachtspielen und Meistergesänge zu Nürnberg gedichtet.“ In dieser Comödie spielt bereits „Hanswurft“ eine wichtige Rolle. Der Gelehrte Gottsched fand das interessante Manuscript unter den übrigen Bibliotheksstücken des grossen Thomasius. In einer andern Comödie unter dem Titel: „Vom Salle Adamus“ (gedruckt 1573) kommt der „Hanswurft“ als handelnde Person vor, ebenso in der Comödie „Vom verlohrenen Sohne“, welche in Berlin im Jahre 1652 aufgeführt wurde. Hier ist er bereits der Held des Stückes und balgt sich mit verschiedenen Teufeln weidlich herum und bleibt endlich Sieger. In einem Berichte über dieses Stück heisst es: „Daß dieser Hanswurft es im zweiten Actus so arg getrieben habe, daß der Hof aufstand und davon ging.“

«Lustigmacher des Volkes» zu Grabe getragen. Wohl wusste (einige Decennien später) das leuchtende Genie eines Bäuerle, Meisel und Gleich neue Gestalten auf die Bühne zu zaubern, die gleichfalls als stehender Charakter, als sogenannte »lustige Person« die Erbschaft des Hanswurst antraten, wohl wurden die Charaktere eines „Casperl“, „Dadadel“ und „Staberl“ geschaffen, die uns auf längere Zeit durch ihren »Frohsinn« munter erhielten und auf die wir ältere Wiener uns alle noch mit wahrem Vergnügen erinnern; aber auch sie gingen dahin, ohne einen Nachwuchs zurückzulassen. Und so stehen wir denn heute ohne »lustige Person« vereinsamt da. Vergeblich sehen wir uns nach einer neuen lustigen Person um, die wir jetzt und gerade jetzt so schmerzlich vermissen, die wir alle so nöthig hätten, in unserer ernsten sorgen-schweren Zeit!

Die Harfenisten im Prater

waren die Vorläufer der später so beliebten »Volkssänger« und ihre Lieder, welche sie hier zur »Harfe« sangen, wurden oft sehr beliebt und drangen nicht selten in bessere Kreise, in



Fig. 12. Die Harfenisten im Prater.

die Sphäre der Gebildeten. Das Bild *sub Figur 12* zeigt uns eine Harfenistengesellschaft aus jener Zeit auf ihrer improvisirten Bretterbühne in Ausübung ihrer Kunst.¹⁾

¹⁾ Das Bild von Passini (jenem ausgezeichneten Wiener Kupferstecher, der zu Anfang dieses Jahrhunderts (bis in die Dreissigerjahre blühte) ist einer Suite von 10 Blättern über Wiener Volksfiguren und Volksscenen entnommen, von denen jedes 21 cm. breit und 15.5 cm. hoch ist. Auch hier wie in allen seinen Arbeiten sind die Figuren, besonders die Volkssänger mit unendlicher Naturwahrheit wiedergegeben. Einige sind mit wenigen Strichen köstlich charakterisirt; so z. B. gleich links einer jener »Salamimänner«, die schon damals ihr schwunghaftes Geschäft im Prater trieben, dann das uns den Rücken zukehrende dünne Schneiderlein, dessen zunftmässiges Gesicht, kaum seine »Profession« verkennen lässt, endlich rechts am Tische jene Artillerie-Soldaten, die dem »Bombardier-

Die Wiener Volkslieder (ich meine nicht jene, die von der Bühne herab zu uns dringen, sondern jene, die dem Volke von anderer Seite im edleren Sinne zugemittelt wurden) hatten oft eine überwältigende Wirkung. Es haben sich Lieder aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert im Herzen des Volkes erhalten, die sich einer solchen Popularität erfreuten, wie nicht sobald eine andere Kunstgattung. Abgesehen von den vielen Kriegs- und Schlachtenliedern, wie z. B. »Prinz Eugen der edle Ritter«, oder »Laudon«, »O Belgrad, o Belgrad«, deren historischer Ursprung, wie das »Augustin-Lied«, durch Nichts verbürgt werden kann, gibt es eine Menge schöner und erhebender Lieder, die auch in die Literatur übergangen, deren Formschönheiten mächtiger als sonst zum Ausdruck gelangten! Besonders sind es die sogenannten »Freiheitslieder« aus der Epoche der Befreiungskriege, wo die Macht ihrer Töne wie glühende Flammen in die Herzen der Völker schlugen und zum Kampfe mit fort-rissen für Freiheit und Vaterland, wo die begeisterten Gesänge eines Arndt, Uhland, Kleist, Körner, Schenkendorf auch bei uns tiefe Wurzel fassten und auch bei uns in den Gesängen eines Collin einen kräftigen tiefen Nachhall fanden und die grosse Idee, für welche gekämpft wurde, deutlich zum Ausdruck brachten. Fast alle diese Wiener Volkslieder, die über ein oder zwei Jahrhunderte im Gedächtniss sich erhielten, zeichnen sich durch Gefühlswärme und durch einen wunderbaren Hauch von Jugendlichkeit und ursprünglicher Frische aus. Bei uns war das Volkslied (wie fast bei allen südlichen Völkern) ein nie versiegender Born der Naturpoesie. Und wenn bei uns schon der Quell zu versickern schien und wenn ein nüchterneres Zeitalter (wie z. B. das jetzige) den idealen Schwung früherer Epochen zu verdrängen drohte, so war es immer und immer wieder das »Volkslied«, welches das poesielose Zeitalter verklärte. Denn selbst die höchste Kunstpoesie (und dies ist bezeichnend genug) kehrt immer wieder zu den Anfängen aller Poesie, zum »Volksliede«, zurück und Dichter lauschen seinen schmucklosen Weisen und Musiker ahmen seine Melodien nach und Maler borgen von ihm Glanz und Farbe.

Das Ringelspiel

gehörte zu den Lieblingsvergnügungen im Wurstelprater. Hölzerne grosse Pferde und bunt-farbige Equipagen drehen sich hier bei schmetternden Trompeten- und schwirrenden Pfeifen-Klängen im Kreise umher und die reitenden oder fahrenden Herrschaften pflegten mit kurzen Eisenstäben denen im Kreise aufgestellten hölzernen »Türkenköpfen« ins Gesicht zu stossen, um Ringe aus der Höhe herabzustechen. Dieses Spiel mit den Ringen (oder im Dialect »Ringeln«) wurde gewöhnlich »Ringelspiel« genannt, ein Ausdruck, der noch heute besteht. Es ist zu wundern, welch' grosse Menge von Ringelspielen schon zu Anfang dieses Jahrhunderts

Co rps angehört. Es ist nur zu bedauern, dass Passini's Kupferstiche, deren es eine Menge über Wien und das Wiener Volksleben gibt, in keiner Bibliothek oder Kunst-Anstalt vollständig gesammelt vorliegen, es wäre dies ein kostbarer Beitrag zur Geschichte des Wiener Volkslebens. Johann Passini im Jahre 1798 zu Wien geboren, genoss seinen ersten Unterricht im Zeichnen von dem verdienstvollen Director Caucig und später in der Akademie der bildenden Künste selbst. Die Kupferstecherkunst erlernte er von Joh. Georg Mansfeld dem Kupferstecher des k. k. Antiken-Cabinets. Seine Arbeiten wurden durch die Gediegenheit der Behandlung, durch richtige Auffassung und treue Wiedergabe der Originale, wie es nur wenigen Wiener Kupferstechern gelang, besonders im Portraitfach hoch geschätzt. Seine verdienstvollste Arbeit ist die Ausführung eines sehr grossen Blattes nach einem Aquarellgemälde nach Fendi die kaiserliche Familie, in dem Stande darstellend, wie sie sich im Jahre 1834 unter Kaiser Franz I. befand, mit 37 Porträts in ganzer Figur. Der ehrende Auftrag ging vom Kaiser selbst aus, und die Leistung verdient ihrer äusserst schwierigen Ausführung wegen, und da bis nun noch kein Familien-Gemälde des kaiserlichen Hofes in »Strichmanier« gestochen besteht, die grösste Aufmerksamkeit und wärmste Anerkennung. Auch einige Kupferstiche nach Waldmüller, Gauer mann, Rieder, Fendi; ein Portrait Franz Schuberts, 6 radirte Blätter (Hundeköpfe nach Hamilton) einige Meisterwerke des Belvedere für das Haas'sche Galleriewerk nach Pergers Zeichnungen, mehrere radirte Blätter zu Fürst Lichnowsky's Werke: »Denkmale alt-deutscher Baukunst endlich die Bilder zu Pezzel's »Skizzen von Wien« und Tschischka's Beschreibung der Stefanskirche sind gleichausgezeichnete Meisterarbeiten, die noch heute die theilnahmvollste Beachtung verdienen.

hier im Prater existirte¹⁾, von denen einige sogar dem Kaiser Josef II. ihre Entstehung zu danken hatten, wie z. B. das Ringelspiel des „Kalafati“, dessen Familie noch heute das Geschäft hier fortbetreibt.

Ein Bild *sub Figur 13* zeigt uns eines jener uralten Ringelspiele, welche schon damals mit allem möglichen Comfort ausgestattet waren. Aber ebenso beliebt wie diese waren auch



Fig. 13.

Das älteste Ringelspiel im Prater 1794—1810.

Die Schaukeln und Haspeln,

eine Art »Hutschen«, von denen sich letztere von oben nach unten im Kreise (horizontal) auf und niederbewegten. Ihre Anzahl war gleichfalls schon zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht unbedeutend²⁾ und eine von ihnen mit Nr. 80 datirt sich noch von Kaiser Josef II.

¹⁾ Die noch vorhandenen Grundbücher weisen mit Anfang dieses Jahrhunderts 8 grosse Ringelspielhütten nach, deren jede mit einer Conscriptionsnummer versehen war, u. zw.: Das Ringelspiel »zum goldenen Kegel« Nr. 1; jenes »zum goldenen Ritter« Nr. 6; ferner eines »zu den zweigoldenen Rittern« Nr. 11; eines »zum goldenen Löwen« Nr. 12; ein sehr elegantes, noch bestehendes »zum englischen Reiter« Nr. 29; dann »zum schwarzen Rössel« Nr. 37; das grösste ebenfalls noch bestehende »zum Chineser« Nr. 63; ein Ringelspiel ohne Namen mit Nr. 68; endlich jenes »zur Fortuna« Nr. 74.

²⁾ Die Grundbücher aus jener Zeit weisen 6 Schaukeln und Haspeln aus, welche gleichfalls eine jede mit der Conscriptionsnummer bezeichnet war, u. zw.: Eine Schaukel »zur schönen Schäferin« Nr. 9; eine andere ohne Benennung

Die *sub Figur 14* beifolgende Ansicht macht uns mit der Gestalt jener Haspeln und Hutschen bekannt, die sich seit einem Jahrhundert wohl in Nichts veränderten.

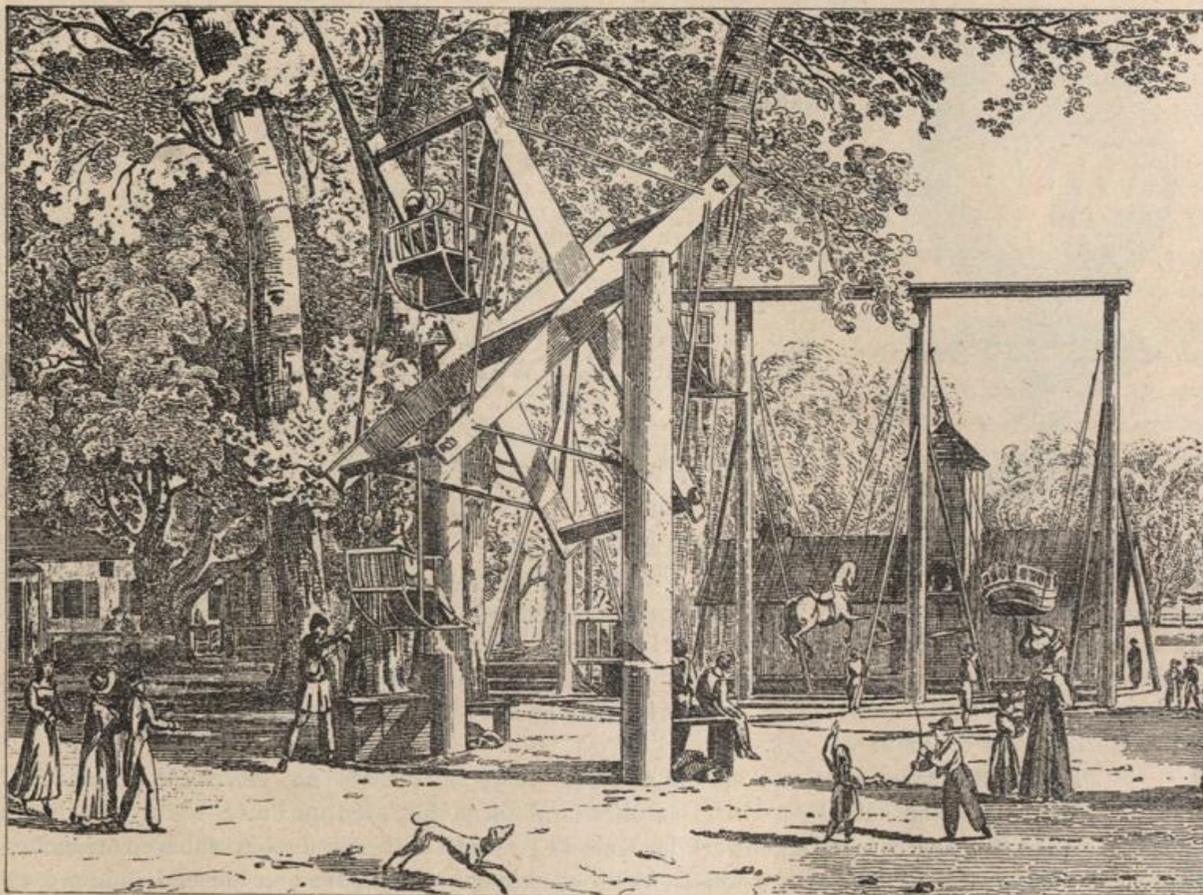


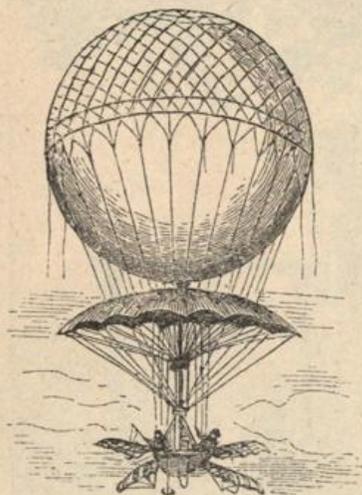
Fig. 14. Die ältesten Schaukeln und Haspeln im Prater.

Ausserdem gab es noch eine Menge Hütten (82 an der Zahl), u. z.: Bier-, Wein-, Lebzelter- und Brodhütten, mehrere Marionetten-Theater, mechanische und optische Kunstausstellungen, Wachsfiguren-Cabinette, ein mechanisches Theater für Lustspiele ¹⁾, ein Carroussel des Jacob Nowak; kleine Kaffeeschänken, Tabak-Verschleisse, eine Hütte mit ausgestopften Thieren Nr. 35 «zum Marokkaner» genannt, eine Bude mit Nr. 46 mit einer mathematischen Wage, wo körperliche Kraftmessungen vorgenommen wurden, eine Zauberhütte Nr. 81 mit sogenannten mechanischen und Tafel-Künsten und endlich eine Hütte Nr. 30 mit Vogelschiessen.

mit Nr. 47; ferner eine mit Nr. 51; dann eine mit Nr. 64; eine noch bestehende mit Nr. 69; endlich die älteste noch existirende mit Nr. 80.

¹⁾ Von den vielen Ausschankhütten, die fast noch heute alle bestehen und ihre Aushängschilder beibehielten, sind folgende zu nennen: Der Ausschank »zum Eisvogel« Nr. 1; »zum schwarzen Adler« Nr. 22; »zum weissen Ochsen« Nr. 28; »zum Einsiedler« Nr. 38; »zum Glückshafen« Nr. 39; »zum wilden Manne« Nr. 48; »zum Paperle« Nr. 49; »zur Slavin« Nr. 56; »zum holländischen Schiffe« Nr. 71; »zum weissen Rössele« Nr. 79. Die kleineren ältesten Ausschankhütten waren: »Zum römischen Kaiser« Nr. 7; »zum weissen Engle« Nr. 8; »zum russischen Kaiser« Nr. 13; »zur Mehlgrube« Nr. 25; »zu den drei Lindene« Nr. 26; »zu den drei Mohrene« Nr. 44; »zum Kahlenbergerdörfel« Nr. 59; »zum grünen Jäger« Nr. 70.

Die Luftschiffahrt im Prater.



Die schöne Erfindung des Luftballons fällt in jene interessante, vielbewegte Zeit zurück, wo der menschliche Geist die Naturkräfte bereits näher zu studiren begann, um sie dem praktischen Leben dienstbar zu machen und durch sie Erde und Meer zu beherrschen. Aber seine Phantasie hob ihn auch hoch in die Lüfte empor. Der Gedanke, eine Hohlkugel mit warmer Luft zu füllen, um sie dann steigen zu machen, lag doch so nahe. Die ersten Versuche hatten wohl noch etwas Kindisches an sich, aber sie waren doch immerhin interessant. Erst als Josef Montgolfier 1740 und sein Bruder Jaques 1745 bei der Füllung des Ballons statt gewärmter Luft »Wasserstoffgas« (das bekanntlich 17mal leichter als die Luft ist) zur Anwendung brachte, erhielt die Aeronautik grössere Beachtung und Bedeutung und die Nachrichten über ihre ersten Versuche (Juni 1783) machten ungeheures Aufsehen. Ein Luftballon, den die Franzosen nach dem Physiker Charles »Charlier« nannten, stieg in Paris das erstemal im October 1783 empor, und auch ein zweiter am 21. October d. J. Diesmal trug er auch Menschen in die Lüfte und zwei Jahre später unternahm Blanchard und der verwegene Amerikaner Jeffroys die erste Reise durch die Luft von Dover nach Calais innerhalb 2 $\frac{1}{2}$ Stunden. Seit dieser Zeit (1785) wendeten die Gelehrten dem Luftballon die grösste Aufmerksamkeit zu und bemühten sich, durch allerlei Zuthaten, Flügel, Ventile und Fallschirme etc., den Ballon zu verbessern und gefahrloser zu machen.

Auch bei uns wurden auf diesem Gebiete Versuche bereits im Jahre 1784 gemacht.¹⁾

Die erste öffentliche Production aber fand am 6. Juli 1784 im Prater statt. An diesem Tage liess ein Dr. Ingenheim in Gegenwart des Kaisers Josef II. und einer unübersehbaren Menschenmenge auf der Jesuiten-Wiese einen Luftballon steigen. Man hoffte von dieser Erfindung viel für die Wissenschaft und insbesondere für die Kriegskunst und sowohl Josef II. als Cobenzl hatten zu der für die Experimente nöthigen Summe von 4000 Ducaten einen Theil beigetragen. Nur Kaunitz leugnete den praktischen Werth und schien auch später misstrauisch geworden zu sein. Und in der That, die eigentlichen Resultate, die man anfangs mit so überschwenglichen Hoffnungen an diese schöne Erfindung knüpfte, blieben aus und sind eigentlich noch bis zur Stunde ausständig.²⁾

¹⁾ So z. B. meldet das sogenannte „Wiener Blättchen“ am 14. Jänner 1784 als Sensations-Nachricht Folgendes: „Ein Herr Alois von Widmanstätten liess hier im Damm'schen Garten auf der neuen Wieden heute den 14. Juni 1784 eine Kugel von 252 Söll in der Peripherie mit brennbarer Luft angefüllt, in die Höhe steigen. Sie war dreimalen hinaufgelassen an einer Schnur, die 109 Klafter lang ist, eine ungeheure Menschenmenge versammelte sich daselbst.“ Ungeachtet dieses mehr kindischen als lehrreichen Versuches wurde der „Luftballon“ bei uns doch sehr populär und schon im Jahre 1784 errichtete ein Herr Posser in der Kärnthnerstrasse ein Marchand des Modes-Geschäft mit dem Schild „zur Luftfugel“ und Johann La Roche, der berühmte „Kaiserl“ des Leopoldstädter Theaters, schrieb sich zu seiner Benefice-Vorstellung im Sommer 1784 ein Gelegenheitsstück: „Der neue Luftballon“ oder „Man erwischt ihn nicht“. Und im Jahre 1788 producirte sich ein gewisser Enslin am heutigen Feuerwerksplatz mit einer aerostatischen »Luftjagd«.

²⁾ Das einzige streng wissenschaftliche Resultat, welches durch die Luftballonfahrt bis nun erzielt wurde, knüpft sich an eine Fahrt, die Gay-Lussac und Biot am 20. August 1804 unternahmen. Nach genauer Beobachtung, welche diese beiden Forscher anstellten, konnte festgesetzt werden, dass noch in einer Höhe von 4000 Meter die Wirkung des »Erd-

Mittlerweile kam auch Blanchard zu uns nach Wien und erregte daselbst, wie in der Heimat, ungemessenes Staunen, man überhäufte ihn mit Geschenken aller Art, man feierte ihn im Theater, man spannte ihm sogar die Pferde aus, nur Kaiser Josef II. und Kaunitz blieben misstrauisch und kalt und als Blanchard einige Jahre später am Wiener Hofe anfragen liess, ob er denn nochmals kommen solle, antwortete Kaunitz: „Ich werde mich freuen, Sie begrüßen zu können, wenn Sie glauben, durch ihre Fahrten der Wissenschaft einen Dienst erweisen zu können.“ Der Wink war deutlich genug, der Franzose blieb aus und man war nun überzeugt, dass sein Streben eben Nichts mit der Wissenschaft gemein habe.

Nach dem Tode des Kaisers kam Blanchard abermals nach Wien und am 6. Juli 1791 Mittag 12 Uhr erhob er sich mit seinem grossen Mongolfier-Ballon im Prater in die Lüfte. Es war dies die erste öffentliche Luftballonfahrt in Wien. Eine Stunde später stieg er in Enzersdorf (Grossenzersdorf) zur Erde nieder. Die Einwohner begrüßten ihn am Stadthore mit Musik, Bürgermeister und Pfarrer begleiteten ihn feierlichst nach Wien und erwiesen ihm alle erdenklichen Ehren, unter Andern ertheilten sie ihm auch nachträglich das »Bürgerrecht«. Am 20. August 1791 fand Blanchard's zweite Luftfahrt mit gleichem Erfolge statt. Die Wiener unterliessen es nicht, jedesmal zahlreich sich im Prater einzufinden und auch über den Franzosen und den neuen Ballonsport die üblichen Bonmots cursiren zu lassen. So sagt z. B. Lichtenberg, der witzige Dichter und Physiker:

„Der Britte stolz und schwer,
Beherrscht das Meer;
Der Franzmann, leicht wie Duft,
Die Luft!“

Am 22. October 1804 wollte Franz Mayer im Prater eine Fahrt unternehmen, doch sein Versuch misslang. Im Jahre 1810 machte Kruskowitz und Männer Luftfahrten, im Jahre 1810, 1811, 1816 und 1817 versuchte Jacob Degenhard¹⁾ mit künstlichen Flügeln in das Luftreich sich zu erheben und im Jahre 1820 entzückte Wilhelmine Reichardt die Wiener als kühne Luftschifferin. Doch alle diese Productionen, die hier abgehalten wurden, dienten mehr dazu, die Neugierde zu befriedigen, als den wissenschaftlichen Forschungen Vorschub zu leisten.

Man betrieb es als Geschäft, als einträgliches Gewerbe.

Das Lauferfest am 1. Mai im Prater.

Von Kaiser Carl VI. wurde nebst mehreren anderen spanischen Gewohnheiten auch das „Schnellläufer-Wettrennen“ in Wien eingeführt und hierzu die Haupt-Allee im Prater alljährlich am 1. Mai zum Schauplatz auserkoren, um dem Volke zwar ein grossartiges, aber doch nur ein Fest von höchst zweifelhaftem Geschmacke zu geben. Die herrschaftlichen Läufer (grösstentheils Italiener) erschienen in ihrer glänzenden, buntgezierten Hauslivrée bei Tagesanbruch am Praterstern, mit kostbaren goldgestickten Leibgürteln, mit hohen Federhüten und kleinen kostbaren Lauferstäben.

magnetese vollständig unverändert sei, und dass auch die Wirkung der Elektrizität keine Aenderung erleide. Bald darauf machte Gay-Lussac allein eine Fahrt, bei welcher er sich bis gegen 9000 Meter erhob und die Ergebnisse der ersten Untersuchungen bestätigen konnte. Auch zeigte sich, dass die Luft, welche er aus der erreichten Höhe in vollkommen dichtgeschlossenen Flaschen mitgebracht hatte, in ihrer Zusammensetzung ganz mit jener, welche wir athmen, übereinstimme.

¹⁾ Jacob Degenhard war ein Wiener Uhrmacher, der eine Art Flugmaschine erfand, wobei die Flügel eine »schiefe Ebene« bildeten, später (1812—1815) machte er noch mehrere Versuche, glaubte auch Verbesserungen anbringen zu können, hatte aber keinen Erfolg.

Hier waren auch zu beiden Seiten grosse Tribünen für die Zuschauer und Preisrichter errichtet. Eine unübersehbare Menschenmenge füllte regelmässig den Prater und besonders die beiden Seiten-Alleen des Nobelpraters bis zum Lusthause. Um 6 Uhr Früh begann von hier aus der Wettlauf. Die Rennbahn ging durch die Hauptallee um das Lusthaus herum und wieder zurück an den Ort, von wo sie ausgelaufen waren. Ein Dutzend Reiter begleitete sie in der Allee rechts, munterte sie auf, rief ihnen zu, wettete auf die Besten und Renommirtesten von ihnen und Mancher von diesen stürzte zu Boden oder fiel ohnmächtig oder todt zur Erde.

Dies nannten die Wiener ein Vergnügen, welches mir aber barbarischer dünkt, als die Thierhetzen im ehemaligen »Hetztheater«. Allerdings erhoben sich gegen diesen Barbarismus ernste Stimmen und viele konnten es nicht begreifen, wie sich vernünftige Menschen für ein Paar lumpige Ducaten ihre Gesundheit oder gar ihr Leben so hart auf die Probe stellen mochten, da doch regelmässig jedesmal diese Productionen einige Menschenopfer kosteten? Doch diese Stimmen wurden mehr als Ein Jahrhundert nicht gehört und erst das Jahr 1848 fand für sie die geeignete Accustik! Das Wettlaufen der herrschaftlichen Schnellläufer am 1. Mai 1847 war sonach das letzte, das in Wien stattfand. Mit dem Verschwinden dieser Feste hörte auch das Halten von Läufern auf und unsere heutige jüngere Generation würde sich kaum mehr eine richtige Vorstellung von ihnen machen, wenn nicht in dem Schilde eines hiesigen Kaufmannsgeschäftes „zu den drei Läufern“ am Michaelerplatze wenigstens dem Costume nach, eine Erinnerung zurückgeblieben wäre.

Was das Geschichtliche dieser Domestiken-Classe anbelangt, so wäre noch zu bemerken, dass die „Läufer“ mittelalterlichen Ursprunges sind und an den spanischen, sowie an den italienischen Höfen und in den Palästen ihrer Grossen zuerst in Verwendung kamen. Bei uns in Oesterreich begann ihre Glanzperiode erst in der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Am Hofe Leopolds I. und Carls VI., ja (nach den Hof-Kammeramts-Rechnungen von 1740—1780) zur Zeit Maria Theresia's waren noch 14 kaiserliche Läufer (durchwegs Italiener) angestellt, die ihre eigene „Höfläufer-Livree“ trugen.

Auch der hohe Wiener Adel ahmte diese Sitte nach und hielt sich einige Läufer für beständig, denen er auch die herrschaftliche Hauslivrée gab, die sich aber durch Schnitt und Farbe von den Dienern der übrigen Herrschaften unterschied. Diesen Läufern konnte eine praktische Verwendung nicht abgesprochen werden, die hauptsächlich darin bestand, vor den Carrossen einherzulaufen und zur Nachtzeit Windlichter vorzutragen, was umso nöthiger war, als damals bekanntlich noch keine Stadtbeleuchtung existirte und Jedermann gehalten war, seine Laterne Nachts bei sonstiger Arretirung vor sich tragen zu müssen.

Merkwürdig bleibt es immerhin, dass die Läufer bei uns in Wien stets nur das »Attribut« des kaiserlichen Hofes und des höchsten Adels waren, während die Nachahmungssucht der übrigen, wenn auch bevorzugten Stände es nie wagte, ja auch nur versuchte, für sich Läufer in Anspruch zu nehmen. Auch die Benützung derselben zu öffentlichen »Wettrennen« datirt sich erst seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts und es scheint dies ein mittelalterlicher Nachklang des sogenannten „Scharlachrennen“ zu sein, jedoch mit dem Unterschiede, dass das „Menschenrennen“ im Mittelalter nur von der niedersten Volksclasse und den Hübschlerinnen, das „Scharlachrennen“ dagegen von laufenden Pferden ausgeführt wurde, man aber beide an bestimmten Markttagen abhielt und die Preise auch zu gleicher Zeit durch den Bürgermeister vertheilen liess. Mit dem ersten Türkenkriege (1529) hatten auch diese Volksfeste für immer ihr Ende erreicht.

Die Jahresfeier beim Lusthause zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig (am 18. October 1814).

Nie prangte das Lusthaus im Feierkleide schöner und prächtiger, nie beging ein Volk eine Festlichkeit in erhobenerer Stimmung als damals, am 18. October 1814, als dem Jahrestage der grossen Völkerschlacht bei Leipzig. Die noch frische Erinnerung an den erhabenen Sieg berauschte das Volk, das sich nun der aufrichtigsten Freude hingab. Der Gedanke an die künftigen Früchte des Sieges erfüllte mit stolzem Bewusstsein jegliche Brust, es war dies nicht der begeisterte Gefühls-Ausdruck eines Einzelnen oder nur eines »Völkerstammes«, sondern des ganzen »Europa«.

Auch der decorative Schmuck des Lusthauses passte so gut zu dieser feierlichen Stimmung. Hunderte von Zelten und militärischen Trophäen waren hier ringsum in malerischer Abwechslung aufgerichtet. Alles mit grünen Reisern und buntfärbigen Fahnen und Bändern geschmückt, die Donau unübersehbar mit Booten und Pontons bedeckt. Mehr als 100.000 Zuschauer bildeten die Staffage zu diesem ungewöhnlichen und doch so malerischen Bilde.

Schon frühmorgens versammelten sich 18.000 Mann Fussvolk und Reiter, sämtliche mit dem »Ehrenzeichen« von 1813 geziert. Um 10 Uhr begann der feierliche Zug des Kaisers mit den anwesenden Monarchen und den Erzherzogen, Prinzen, Generalen, den Grossfürstinnen Maria und Katharina und den österreichischen Erzherzoginnen. Das Militär bildete ein Viereck um ein Kirchenzelt. Das Tedeum begann in feierlicher lautloser Stille. Diese Ruhe hatte bei dem Anblicke so vieler Tausende von Menschen etwas Unheimliches, Geisterhaftes; plötzlich aber beim Dankopfer erschütterten Kanonendonner vom Prater aus die Lüfte und Festungsgeschütze secundirten ringsum von den Wällen der Stadt. Nach der Feldmesse defilirten sämtliche Truppen vor dem Kaiser und rückten in ihre Speiselager ab, die aus improvisirten Holztischen und Bänken bestanden und um das Lusthaus und in den beiden Prateralleen aufgestellt waren; an diesen Tischen nahmen sämtliche 18.000 Mann Platz. Jeder der Soldaten hatte sein eigenes Essbesteck, seinen Teller und Halbglas. Wir können uns heute kaum denken, welchen gewaltigen Eindruck der feierliche Anblick so vieler Krieger mit ihren sonnverbrannten, martialischen Gesichtern, mit ihren Narben, mit ihren riesengrossen Grenadiermützen aus Bärenfell, auf den Beschauer machte.

Während des Speisens hoben die Soldaten wie auf ein Commando die Gläser hoch empor und tranken auf des Kaisers Gesundheit. Ihr Toast wurde von zahlreichen Batterien auf der Simmeringerheide begrüsst und gleich dem dumpfen Rollen eines Donnerschlages, bis in die letzten Vororte gehört. Ruhiger, wenn auch nicht weniger fröhlich, ging es im Innern des Lusthauses zu. Hier speisten zu Ebenerde die Monarchen und Erzherzoge, Prinzen und einige ausgezeichnete Generäle, wie z. B. Fürst Schwarzenberg, dem ein Theil der Ehre dieses Tages als Sieger gehörte, hier bediente bei Tische der Kaiser selbst die Gäste. Im ersten Stockwerke aber und auf den Gallerien speisten die Generäle und die übrigen geladenen Gäste. Bezeichnend sind die drei Trinksprüche, welche der Kaiser ausbrachte. Den ersten auf die anwesenden Gäste und Freunde; den zweiten als Dank an seine Armee, ihre Führer und die verbündeten Heere; endlich den letzten Toast zur Erinnerung des glorreichen Tages: „Möge (so sagte der Kaiser) der 18. October mit einem dauernden Frieden auf die Nachwelt übergehen“. Nach aufgehobener Tafel, zu welcher der Kaiser persönlich das Zeichen gab, verfügten sich die Herrschaften in das Speiselager, wo sie mit begeisterten Hochrufen begrüsst wurden. Der Jubel wollte nicht früher enden, bis nicht die Truppen in ihre Standquartiere bei einbrechender Dämmerung unter



Fig. 15.

Die Jahresfeier beim Lusthause am 18. October 1814 zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig.

den lustigen Klängen der Musikchöre durch die mit Fackeln hellbeleuchteten Alleen des Praters zurückgekehrt waren!

Ein damals (1814) nach der Natur gezeichnetes, schön componirtes Bild versinnlicht uns dieses Volksfest mit allen seinen interessanten Details *sub Figur 15.*¹⁾

Die Lustfeuerwerke im Prater.

Wenn man links vom Volksgarten abbiegt, gelangt man zunächst der heutigen Ausstellungsstrasse an den sogenannten Feuerwerksplatz (ehemals Jesuitenwiese). Hier erhoben sich noch vor kurzem (1872) die grossen Feuerwerks-Gerüste und das Laboratorium des Anton Stuver, wie wir es im Bilde *sub Figur 16* sehen, und hier wurden auch alljährlich die vier öffentlichen Feuerwerke abgebrannt, und schon im Jahre 1777 erhielt an dieser Stelle der Ahnherr der berühmten Wiener Feuerwerker-Dynastie Herr **Johann Georg Stuver**, „**Luft-, Kunst- und Luft-Feuerwerker**“ (wie er sich nannte), von Kaiser Josef II. für alle künftige Zeiten, für sich und seine Nachkommen einen Platz zu seinen pyrotechnischen Productionen.

An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung an jene grossen und prächtigen Feuerwerke, die durch mehr als Ein Jahrhundert das Lieblingsvergnügen der Wiener bildeten und jedesmal (besonders am Annetage) zu einem wahren Volksfeste sich gestalteten, an dem fast ganz Wien sich betheiligte.²⁾ An seinen Namen knüpft sich aber auch das bekannte Stuver'sche »Witterungs-Malheur«, das sich auf seinen Sohn und auf dessen Kinder und Kindeskinde vererbte. Denn kaum verkündeten schüchtern die Anschlagzettel ein »Feuerwerk im Prater«, so wurde schon gleich darauf den Wienern die unschuldige Freude durch das hartnäckigste Regenwetter verkümmert.

Am 27. Mai 1774 wollte Johann Stuver sein erstes Feuerwerk im Prater unter dem Titel: „**Etwas bejonderes am neuen Platze**“ abbrennen, musste es aber dreimal verschieben, und als er im Jahre 1799 vor seiner Abreise nach Petersburg sein grosses »Abschiedsfest« ankündigte, musste er es gar sechsmal absagen, bis er es endlich am 29. September d. J. abbrennen konnte, um damit fast total zu verunglücken, da einzelne Fronten stellenweise gänzlich misslangen, so dass er in einer öffentlichen Ansprache an das „**edle und großmüthige Publicum**“ in die herzerreissenden Worte ausbrach: „**Kann ich mit dem Himmel rechten und meine Arbeit gegen Sturm und Regen bewahren!**“

Aber noch einen anderen Kampf hatte Stuver zu bestehen, den Kampf mit seinen beiden Rivalen, den Italienern Josef Mellina und Girandolini, die ihre Feuerwerke im Augarten abzubrennen pflegten. Stuver ging in diesem Wettstreite als Sieger hervor, wusste er doch seine guten Wiener durch »glänzendes Farbenspiel« zu ergötzen, während Mellina

¹⁾ Das Bild, von F. Ch. Reinhold gezeichnet und gestochen, 67 cm breit und 44,6 cm. hoch, bringt uns die Scenerie dieses Volksfestes in dem Momente zur Anschauung, als die vom Kaiser zur Tafel geladenen Gäste sich bereits zu Tische gesetzt hatten, im Hintergrunde befindet sich eine unübersehbare Menge von Zusehern, von denen auch einige gruppenweise im Vordergrund zu bemerken sind. Die Composition ist äusserst lebhaft und bewegt und das Ganze mit grosser Naturwahrheit wiedergegeben. Der gute Geschmack im Arrangement des decorativen Theiles lässt sich nicht leugnen, auch sind die Costume nicht ohne Interesse.

²⁾ Schon Tags zuvor blickten die Wiener (wie unsere Chronisten erzählen) besorgt nach dem Wetter. Jedes Wölkchen, jedes Lüftchen wurde scharf und misstrauisch beachtet, ob es nicht etwa die Freude stören werde, und am Tage der Production der ganze Prater mit Netzen eingeschlossen, um nur Zahlenden (es wurde ein Gulden »Schein«, damals 24 kr. Conventions-Münze, an der Cassa entrichtet) den Eintritt zu gestatten. Ungeachtet des für damals hohen Eintrittsgeldes war der Zulauf bei günstigem Wetter ungeheuer und die Speculation müsste Stuver zum reichen Manne gemacht haben, wenn sein Schicksal nicht so sehr vom Wetter bedingt gewesen wäre.

seine Stärke mehr in sentimental en Sinnbildern und phantastischen Beiwerken suchte. Ein Feuerwerkszettel vom 22. Juni 1781 *sub Figur 17* gibt uns hierüber genügenden Aufschluss. Schon der Titel: „*Werther's Zusammenkunft mit Lottchen*“ zeigt das Ueberschwengliche und Phantastische seiner Kunst und gibt uns zugleich den Beweis, wie volksthümlich bereits »Göthe's Werke« bei uns waren, und wie Göthe eine neue Art »Schmachtliteratur« mit seinem Werther bei uns einzuleiten begann.

Nicht weniger phantastisch, vielleicht noch barocker waren die »Feuerwerke« des vorhergehenden Jahrhunderts. Eines derselben muss ich besonders gedenken, da uns hiervon eine Abbildung erhalten blieb, die ich hier *sub Figur 18* in genauer Copie meinen Lesern folgen lasse. Es wurde am 8. December 1666 zur Vermählungsfeier der Infantin Margaretha mit Kaiser Leopold I. vor dem Burghthore abgehalten und zeigt ganz den Geschmack damaliger Zeit.¹⁾

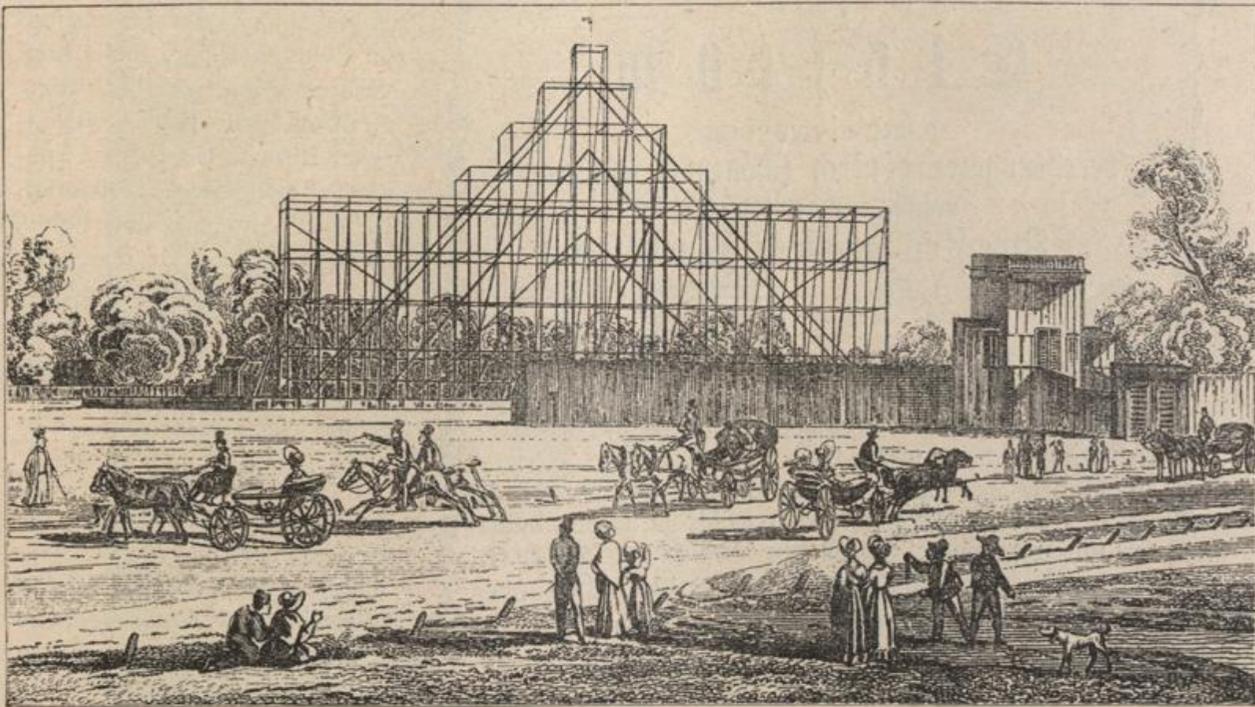


Fig. 16.

Das grosse Feuerwerks-Gerüste Anton Stuwers.

Das grösste Feuerwerk aber, welches Stuwer im Prater abbrannte, fand während des Congresses am 29. September 1814 statt. Es wurde von Kaiser Franz I. zu Ehren seiner Gäste, als das erste öffentliche Fest veranstaltet, mit dem die Kette der vielen glänzenden Unterhaltungen beginnen sollte. Der Abend war vom heitersten Wetter begünstigt, um 6 Uhr begann die Auffahrt der verschiedenen Fürsten, ganz Wien war herbeigeströmt. Punkt halb

¹⁾ Das Bild, 33 cm breit 29 cm. hoch, zeigt uns das Phantastische des Gegenstandes mit umständlichster Ausführlichkeit. Die Decorationen, einen grandiosen Porticus in der Mitte und zu beiden Seiten Colonadengänge mit zwei Festungsthürmen (aus denen Raketen und die symbolischen Buchstaben A E J O U emporstiegen), bilden einen imposanten Anblick. Noch grossartiger sind die allegorischen Staffagesfiguren, der »Kampf der Centauern mit Teufeln« und rechts in einer von Flammen erleuchteten Cyklophenöhle »Amoretten«, auf einem Ambosse Herzen schmiedend. Der Boden ist ringsum von pfeilartigen Blitzen durchkreuzt.

7 Uhr, beim Erscheinen des Kaisers, wurde das Zeichen zum Anfang gegeben. Das Programm bestand aus 6 Abtheilungen (oder Fronten); eine jede derselben hatte ihren besonderen Titel, und zw.:

1. Ein Blick in die Zukunft. »Heiterer Himmel, das Firmament mit unzähligen Sternen beleuchtet, Gott

Mars auf trüben Wolken fliehend im Hintergrunde.« 2. Die prophetischen Gestirne. »Fixsterne mit Emblemen, den Frieden über dem Erdenrunde festhaltend.« 3. Das Höchste des Lebens. „Zufriedenheit und Eintracht“ sinnbildlich gezeichnet.« 4. Der Sirkel der Freude. »Fröhliche Ackersleute und Winzer, Künste und Wissenschaften im höheren Fluge, Füllhörner, verbreitet über die Industrie.« 5. Europas Völkerdank. »Deutsche, Russen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Holländer, Italiener, Hungarn und Polen, huldigend am Altar des Friedens ihren Errettern und Beglückern.« 6. Der Gürtel der Eintracht. »Fest verschlungen alle Monarchen und Völker in einem Rosenbände.«

Wie schade, dass all' diese Herrlichkeiten nur ein »Feuerwerk« waren, dass all' diese schönen berechtigten Wünsche und Hoffnungen, in denen die Völker sich wiegten und mit denen ihnen der Congress schmeichelte, nur wie ein Feuerwerk einen Augenblick autleuchteten, um mit ihren

Nachricht.

Mein jüngstens unter dem Titel:
Berthers Zusammenkunft mit Lottchen
in
Elysiu m
angekündetes dem
verehrungswürdigstem schönem Geschlecht
vorzüglich gewidmetes
Zwentes grosses Feuerwerk,
werde ich nun zuverlässig den 22. Juny (oder bey wiederiger
Witterung) den 26. darauf abbrennen.

Unablässliches Bemühen nebst einem beträchtlichem
Kosten-Aufwand dürfte dieses Feuerwerk als ein künst-
liches, und unterhältlich abwechselndes Spectakl dar-
stellen; besonders wenn es mir nach meiner Vermu-
thung gelungen hat, zur Schilderung der Geschichte
die verständlichste Sinnbilder gewählt zu haben, daher
ich mir mit einem zahlreichen Besuch um so sicherer
schmeichle, als gewiß es ist, daß ein Hochschätzbares
Publikum Verdienste nie unvergolten läßt.

unterthänigster Joseph Mellina,
k. k. privileg. Kunst- und Luftfeuerwerker im Prater.

Fig. 17. Ein Feuerwerkszettel vom 22. Juni 1781.

tausend funkelnden und flimmernden Sternchen und Raketen im nächsten Augenblicke wieder in finsterner Nacht zu verlöschen!

Das Pferdewettrennen im Mittelalter und in neuester Zeit.

Die Lust der Wiener am »Pferdewettrennen« reicht bis in das frühe Mittelalter zurück und wir finden die ersten urkundlich nachweisbaren Spuren jener so beliebten Volksfeste, welche die Wiener: „Das Fest der laufenden Pferde oder Scharlachrennen“¹⁾ nannten,

¹⁾ Der Name Scharlachrennen datirt von dem »Preise«, welcher dem Besitzer des schnellsten Pferdes gegeben wurde und in einem Stücke „Scharlachfuchse“ im Werthe von 22 bis 30 Pfund Wiener Pfenningen bestand.

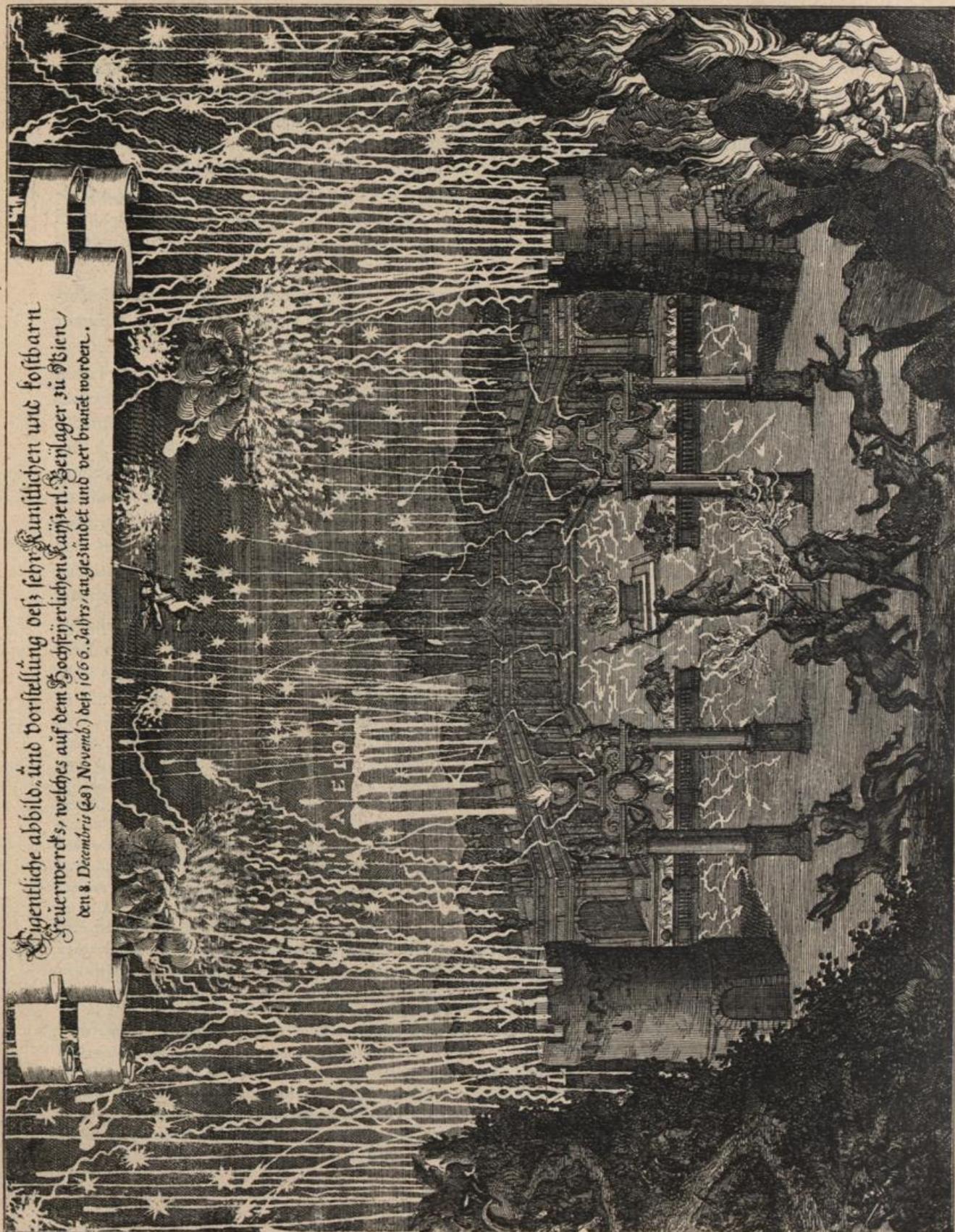


Fig. 18.

Das grosse Feuerwerk am 8. December 1666.

schon unter Albrecht III. (mit dem Zopf 1365—1395). Das erste Scharlachrennen kam unter diesem Kaiser bei jener Gelegenheit zu Stande, als er im Jahre 1382 den Wienern die schon 1296 zugestandene Freiheit, zwei Jahrmärkte in der Stadt abhalten zu dürfen, bestätigte und zugleich beifügte: „auch soll man ingleichen derselben jarmarkt einen Scharlach rennen, also, wer der erste darzu ist, das deß der Scharlach sei; was man auch darauf Laufferpferd zu denselben Jarmärkten pringet, die sullen mauffrei gen“. Diese Volksfeste fanden alljährlich zweimal, im Mai am Christi Auffahrtstage (Christihimmelfahrt) und im November am Tage Cathareins (Katharinentag), unter grossem Andrang des Volkes und unter Beisein des Bürgermeisters und der Rathsherrn, die zugleich »Preisrichter« waren, statt. Das hierbei zu beobachtende Ceremoniel war sehr feierlich und *sub Figur 19* bringe ich meinen Lesern eine Abbildung jener mittelalterlichen Volksbelustigung.¹⁾

Die Drangsale der ersten Türkenbelagerung (1529) machten bei gänzlicher Vernichtung der bäuerlichen Cultur und dem Mangel an Pferden dem „Scharlachrennen“ für immer ein frühzeitiges Ende.²⁾

Hundert Jahre nachher tauchte die Lust nach Pferderennen wieder in England auf und wir können in der Zeit König Jacobs I. (1602—1625) die ersten Anfänge eines modernen Pferderennens als öffentlichen »Rennsport« erkennen. Es bildete sich allmählig das Rennwesen mit allen den nöthigen Turfeinrichtungen und Preisvertheilungen aus. Auch der Gedanke einer rationellen »Pferdezucht« trat allmählig mit dem »Wettrennen« in Verbindung und entwickelte eine »Vollblutzucht«, die wahrhaft Staunenswerthes leistete. Das Vollblutvermögen Englands belief sich schon im XVIII. Jahrhundert auf unzählige Millionen Pfund Sterlings und der unermessliche Werth des Pferdebesitzes zählt nicht zu den geringsten Factoren des colossalen englischen Nationalvermögens, ein Werth, der gewiss nur durch eine systematische Pferdezucht in Verbindung mit dem Pferderennen in Alt-England erzielt werden konnte.

Zweihundert Jahre später fing auch bei uns das Rennwesen nach modernem Geschmacke Wurzel zu fassen an und im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts (1827) sehen wir in Pest einen Verein für Pferderennen sich bilden, der sich »Jockey-Club« nannte. Es war dies eine Gesellschaft von Cavalieren, die es sich zur Aufgabe machte, das »Rennwesen« auch in

¹⁾ Die bei solchen „Scharlachrennen“ zu beobachtenden Feierlichkeiten waren im Wesentlichen folgende: Schon am frühen Morgen setzte sich der Zug von der Stadt nach St. Marx (Marcus) in schönster Ordnung in Bewegung. Voraus ritt der „Stadttrompeter“ mit dem „Ausrufer“, hierauf kamen die geschmückten »laufenden Pferde«, deren Zahl gewöhnlich von vier bis auf zehn stieg, mit ihren Führern; dann junge Bursche aus dem Pöbel und die öffentlichen Dirnen, sonach folgten die jungen, erst aufgenommenen Bürger, die Armbrüster, Büchsen- und Baden-Schützen in Reih und Gliedern mit ihren bunten Fahnen, Pfeifern und Spielleuten, die Träger der drei Preise, der erste das Scharlachtuch, der zweite ein Stück Barkent und der dritte die Spensau und seit 1485 auch ein vierter Preis, die neue „Armbrust“ im Werthe von zwei Pfund sieben Schillingen, welche der Hansgraf dazu gab; endlich der Bürgermeister in Galaharnisch und die mit goldenen Ehrenketten und Kleinodien behangenen Rathsherrn zu Pferde. Indessen wurde auch zu St. Marx Alles zu diesem Feste vorbereitet, die Stange gut befestigt, woran darn das Scharlachtuch aufgehängt ward und die Stricke gespannt, zum Loslassen der laufenden Pferde und der wettrennenden Personen. Als nun Bürgermeister und Rath an der Rennbahn angekommen waren, stellten sich die bewaffneten Bürger auf, um Ordnung zu halten, die Räte setzten sich als Preisrichter an einen erhöhten Platz, der Bürgermeister gab das Zeichen, die Schranken wurden aufgezo-gen und das Rennen begann im Umkreise des noch heute sogenannten oberen und unteren Rennweges, für kleinere Distanzen war die Gasse in der Stadt nächst der „Freiung“ und dem „Salzburgerhof“ gewählt, die noch heute zur Erinnerung „Renn-gasse“ genannt wird. Nach Beendigung des Wettrennens und Vertheilung der Preise, die der Bürgermeister vornahm, kehrte der Zug in derselben Ordnung in die Stadt zurück, wo dann um 10 Uhr (der damaligen selbst bei Hofe gewöhnlichen Stunde des Mittagessens) ein Freudenmahl beim Bürgermeister das Fest beschloss. In ältesten Zeiten mussten diese Gastmahle des Bürgermeisters sehr bescheiden gewesen sein, weil sie der Stadt nicht mehr als 2 Pfund Pfennige verursachten, erst gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts wurden förmliche Festafeln gehalten, deren Kosten auf 18 bis 42 Pfund Pfennige stiegen.

²⁾ Vide Schlagers »Wiener Skizzen«. I. Band 1836. 8. pag. 1.

Oesterreich nach englischem Muster einzuführen. Schon am 2. Mai 1827 finden wir auch bei uns auf der Simmeringer Haide ein Pferdewettrennen, wobei Ferdinand Eder (16 Jahre alt) den ersten Preis gewann.¹⁾

Aber das Ungünstige des Terrains veranlasste, dass man diese Rennbahn alsbald wieder verliess und es wurde die weit besser situirte »Freudenau« und »Krieau« im Prater zu diesem Zwecke mit Vorliebe aufgesucht und nachdem schon vor zwei Decennien (1868) sich auch in Wien ein österreichischer »Jockey-Club« bildete, welcher das Rennwesen zu einem öffentlichen Sport erhob, so lernte man auch bei uns einsehen, dass das Rennwesen ein grosser Nutzen für den wichtigsten Zweig der »Volkswirtschaft«, nämlich für die »Pferdezucht«, bilde. Und in der That, erst seit dieser Zeit nahm die inländische »Pferdezucht«, insbeson-

dere die sogenannte »Vollblutzucht«, einen gewaltigen Aufschwung. Besonders war es die Regierung, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Staatsmitteln dem Rennsport und der Vollblutzucht unter die Arme griff, und es möglich machte, dass auch wir in Oesterreich auf dem Gebiete der Volkswirtschaft glänzende Resultate aufzuweisen haben und mit Stolz sagen können, dass auch bei uns eine concurrenzfähige inländische Vollblut-Pferdezucht geschaffen sei. Die »Hauptmittel«, deren sich die Regierung zur Unterstützung dieses Sportes bediente, waren folgende drei:



Fig. 19. Das Pferdewettrennen im Mittelalter in Simmering.

1. Die Errichtung von Staatsgestüten Kladrub, Kisbér und Mezöhegyes, welche das beste Rennmaterial liefern und uns einen Ruf verschaffen, der weit über die Grenzpfähle Oesterreichs und Deutschlands geht;

2. Der Ankauf bewährter englischer sogenannter »Vaterpferde« von Seite der Regierung; und endlich

3. Die Staats-Subvention der Rennpreise.

Aber auch das grosse Publicum nimmt bereits Interesse an den Pferde-Wettrennen, die jährlich im Prater in der Freudenau zur Frühjahrs- und Herbstzeit abgehalten werden und alljährlich zu einem wahren Volksfeste sich gestalten, wobei sich auch die illustre Gesellschaft

¹⁾ Aus den städtischen Rechnungen vom Jahre 1827 entnehmen wir, dass demils auf der Simmeringer Haide am 17. Mai auch ein Wettlaufen stattfand, wobei ein gewisser Nicolaus Paul, 21 Jahre alt, aus Wien, Nieder-Oesterreich gebürtig, den ersten Preis gewann, indem er die allda zum Rennen bestimmte Bahn von 2 englischen Meilen, oder 1732 Wiener Klaftern in 10 $\frac{1}{2}$ Minuten durchlief. Am 2. Mai 1827 fand auch ein Bauern-Pferde-Wettrennen auf der Simmeringer Haide statt.



Fig. 20.

Das Pferdewettrennen in Freudenau in neuester Zeit.

als Zuseher einfindet. Ein interessantes Bild eines solchen Pferdewettrennens, oder speciell Derbyrennens, wie es in der Turfsprache lautet, lass ich hier *sub Figur 20* folgen.¹⁾

Die Regulirung des Praters.

Die Regulirung des Praters fällt in jene schöne hoffnungsstolze Zeit (von 1871—1872), da wir uns anschickten, die Völker der Erde zu uns zu Gäste zu bitten.

Vor Allem musste der Prater im gehörigen »Weltausstellungskleide« erscheinen und »Regulirung« hiess der machtgebietende Schneider, der die Fest-Toilette besorgte und dem Alles gehorchen musste ohne Sträuben und Widerstreben. Die herrlichsten Eichen (ehrwürdige Zeugen früherer Jahrhunderte) verfielen jetzt den unbarmherzigen Streichen der Holzaxt und die lauschigsten Büsche, die oft das stille Glück heimlicher Liebe bargen, wurden hinweggefegt und gerade dort, wo die Natur sich aufs reizendste abmühte, in geheimverschlungenen Wegen sich Bahn zu brechen, wurden die breitspurigsten »Spalier« durchgeschlagen, die nüchternsten »Promenade-Alleen« angelegt und Alles, was schief und winkelig zulief, geradlinig, symmetrisch und winkelrecht gemacht. Mit einem Worte, um die Poesie der Waldes-Romantik war es nun mit einem Male seit der Regulirung geschehen und eben just an den schönsten schattenreichsten Stellen erhoben sich jetzt die mächtigen »Rüstkammern des Geistes«, der Palast der Weltausstellung und die Rotunde!

Freilich mag All' dies »Neue« der jüngeren Generation weit schöner und eleganter dünken, aber gemüthlicher und bequemer war doch das »Frühere« und wir Aelteren vermissen nur ungern und schmerzlich das »Alte« und können uns ans »Neue« kaum recht gewöhnen!

Zum Glück ist der Prater so gross, dass er noch manche Stellen birgt, wo uns der belebende Hauch der Natur erfrischt und der Zauber des Waldes unsere Seele erquickt. Besonders beim ehemaligen »Hirschenstadl« finden wir noch so manches blätterumrauschte, stille Plätzchen, wo uns der milde Ernst und die liebliche Waldeinsamkeit umgeben und wir willig dem Gesange der Nachtigall lauschen und uns am Waldesdufte erlaben und der Sorge des Tages wenigstens für Augenblicke vergessen. Mit jedem weiteren Schritt, den wir hier in die »Hirschau« setzen, ändert sich der reizvolle Anblick und mit jedem weiteren Schritt, bietet sich ein neues, ein dem früheren ganz verschiedenes Bild unseren überraschten Blicken dar, wie dies Altmeister Kriehuber so oft und so trefflich in seinen bekannten »Praterskizzen« uns gezeigt!

Also mit der Regulirung des Praters wurde uns manches Liebgewordene genommen, dagegen Vieles geschenkt, das uns zum bleibenden Nutzen gereichte und noch künftig gereichen soll, wie dies vor Allem von der »Weltausstellung« der Fall ist, wie wir es gleich im nächsten Abschnitte hören werden.

Die Weltausstellung im Prater und ihre Consequenzen.

Auf der Weltausstellung im Prater (im Jahre 1873) war es das erste Mal, dass die Völker hier zusammenströmten, um sich im friedlichen Wettstreite auf Allen Gebieten des Wissens und der geistigen Arbeit zu erproben! Hier war es auch das erste Mal, wo uns das Glück zu Theil wurde, unsere eigene Kraft an fremden Leistungen zu messen und den eigenen Erzeugnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Umstand, dessen Vortheil nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden kann, wenn man bedenkt, dass es bisher bei uns durch eine unglückselige Verkettung von Umständen zum stehenden Charakter der Wiener gehörte, alles Fremdländische hochzuhalten, die eigene Kraft aber gering zu schätzen, den

¹⁾ Obiges Bild ist eine Copie des von dem verdienstvollen Zeichner Gause nach der Natur entworfenen Bildes, welches uns ein Derbyrennen in der Freudenu im Prater veranschaulicht. Die Composition ist äusserst bewegt, mit vollendeter Routine und Leichtigkeit gezeichnet und der Natur warm abgelauscht.

fremden Erzeugnissen überall den Vorzug zu geben, dagegen den eigenen stets ein nicht zu überwältigendes Misstrauen entgegen zu bringen!

Nun, die Weltausstellung hat uns eines Bessern belehrt; wir lernten vor Allem unsere eigenen Kräfte kennen und schätzen, wir gelangten zu der tröstenden Ueberzeugung, dass, wenn auch in manchen Stücken noch zurück, wir in anderen wieder den übrigen Nationen wenigstens ebenbürtig waren, ja sie sogar in einzelnen Fällen übertrafen!

Aber noch andere Vortheile allgemeiner Natur ergaben sich aus den Consequenzen der Weltausstellung. Der gegenseitige Ideenaustausch wurde erleichtert, der Verkehr mit den Völkern beschleunigt und überhaupt die Völker einander näher gebracht; wir gelangten ferner zu dem Bewusstsein, dass das Wohl der Völker nur in seinen geistigen Errungenschaften liege, dass nicht auf dem blutigen Schlachtfelde des Krieges, sondern in den Werkstätten der friedlichen Arbeit, nicht auf dem Schlachtfelde des Ehrgeizes, sondern in der engen Stube des Denkers, des Gelehrten, der den geheimen Kräften der Natur nachspürt, das Glück der Völker zu suchen sei. Hier wird die Idee des einzelnen zum Gemeingute der ganzen Menschheit, hier vermag oft eine einzige glückliche Erfindung, ein befruchtender Gedanke, die ganze Welt zu umstalten, dem Erdballe eine andere Physiognomie zu verleihen; hier wird das Schicksal künftiger Geschlechter entschieden und hier ein »neuer Zeitgeist« geschaffen!

Und in der That, kaum einige wenige Decennien sind seit der Einführung der Weltausstellungen überhaupt verflossen und welche Resultate haben sie bereits zu verzeichnen, welche Riesenfortschritte z. B. gerade auf dem Gebiete der »Elektricität«, auf dem Gebiete der Physik und der Chemie? Wie viel tausend Menschenhände wurden nicht frei durch die neue »Maschinenlehre«, die nun ein überflüssiges Capital an Menschenkraft erzeugte; welche überraschende Fortschritte haben sich auf dem Gebiete des positiven Wissens, auf dem Gebiete der Geschichte bemerkbar gemacht, die nun zum Gemeingute Aller geworden, deren Resultate Allen zugute kommen? Die »öffentliche Meinung« ist heute eine Macht geworden, welche nun nicht mehr zurückzudrängen ist, eine Macht, welche von der Arbeit Rechenschaft begehrt, welche Antwort fordert auf hundert und hundert Fragen, eine Macht, welche tiefeinschneidende Veränderungen auf allen Gebieten hervorgebracht, eine Macht, welche neue Anschauungen und Interessen erzeugte, mit einem Worte, die einen neuen »Zeitgeist« geschaffen.

Aus dem brodelnden Kessel der Zeiten steigen nun neue Gestalten empor, die sich der alten Fesseln entledigen, die alten Schranken einzureissen drohen und nach neuer Gestaltung ringen.

Diese fieberisch rastlose Thätigkeit auf allen Gebieten hat nun eine neue erdrückende Fülle von Gegenständen geschaffen, welche immer mehr und mehr die Sichtung des Bleibenden von dem Vorübergehenden, die Sonderung des Nothwendigen und Nützlichen von dem Unnöthigen und Unnützen, des Bedeutenden von dem Unbedeutenden nothwendig machen.

Diese Sichtung und Ordnung des chaotischen Stoffes wird nun die Aufgabe der künftigen Geschlechter sein, ihnen fällt die neidlose Arbeit des Comparirens und Vergleichens zu und mit dieser Arbeit ist auch der Charakter des künftigen kritisirenden Jahrhunderts gegeben!

Der menschliche Geist hat in neuester Zeit viel zu viel des »Neuen« geschaffen und die Menschen waren noch nicht im Stande, alles dies »Neue« in sich aufzunehmen, ins geistige Eigenthum, in Fleisch und Blut zu verwandeln. Hierdurch wurde ein unfertiger Zustand geschaffen, der erst ausgeglichen und geebnet werden muss. Aber noch ein anderes »Merkmal« ist es, das allen Bestrebungen den eigentlichen Stempel aufdrückt, es ist dies der Charakter der »Eilfertigkeit«. Alles lebt heute in zuckender Hast, Alles scheint sich zu überstürzen, Niemand begnügt sich mehr mit späteren Erfolgen, Niemand hat mehr die Ausdauer, um nach der Saat

geduldig auf die »Ernte« zu warten. Selbst die grossen neuesten Erfindungen, welche sich fast in einem engen Zeitraum von nur wenigen Decennien zusammendrängten (wie die Geschichte seit Jahrhunderten kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat), dienen der Eilfertigkeit zum Zwecke und huldigen ihren Principien. Alles geschieht, um Zeit zu gewinnen. Man will in der kürzesten Zeit die möglichst grössten Erfolge erzielen. Und dieses Rennen und Jagen charakterisirt vornehmlich unser XIX. Jahrhundert, ein Jahrhundert, welches die künftigen Geschlechter gewiss dereinst das »Jahrhundert der Eilfertigkeit« nennen werden.¹⁾

¹⁾ Ich erlaube mir hier eine Stelle aus meiner Zeitschrift »Wiener Kunsthalle« die ich in den Jahren 1871 bis 1874 als Eigenthümer und Redacteur herausgab, zu citiren; diese Stelle behandelt eben dieses Thema in anschaulicher Weise, sie lautet: »Dieser fieberhafte Zug der hastigen Eile ist das charakteristische Merkmal unserer Zeit, unseres Jahrhunderts. Selbst die grossen Erfindungen der neuesten Zeit huldigen ihren geheiligten Principien. Alles geschieht, um Zeit zu ersparen. Man will schnell reisen, siehe da, man erfindet Eisenbahn und Dampfschiffe, Velocipedes, die elektrische Bahn; man will schnell mittheilen und erfindet: Telegraphen, Stenographie, Kabeltau, die Schnellpresse, das Cliché; man will schnell Licht und erfindet das Gas- und elektrische Licht; man will schnell reich und berühmt werden und erfindet die Reclame und den Börsenschwindel; die Regenten wollen ihren Willen rascher durchsetzen und erfinden die Volks-Abstimmung, die Revolver, Zündnadel, Kugelspritzen, Armstrongkanonen, Torpedos. Neben dem geflügelten Worte will auch das Bild tausendfältig sich vervielfältigen und man erfindet die Daguerreotypie, Photographie, Xylographie, Lithographie, den Farbendruck. Die tausend Hammer-, Schneid-, Näh- und anderen Maschinen sind lediglich Mittel der Schnelligkeit. Auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens hat der Mensch sich die »Zeitersparnisse« zur Hauptaufgabe gemacht. »Zeit gewonnen, Alles gewonnen«. Mit diesem Zuge der Eilfertigkeit ist freilich auch jener unglückselige Zustand des Ueberganges, des Unfertigen, des Zerfahrenen verbunden. Es scheint ein gewaltiger Gährungsprocess plötzlich einzutreten, der die Menschheit gleichsam unfertig trifft. Eine Erregtheit und Unzufriedenheit unterwühlt heute alle Schichten der Gesellschaft und bekundet deutlich ihren tiefen gewaltigen Gährungsprocess. Diese Gährung und Spaltung droht immer grösser, dieser Abgrund immer breiter zu werden, der die Menschheit zu verschlingen droht. Wer sorgt für die Ueberbrückung dieser jähen Abgründe, wer strebt, diese tiefen Klüfte wieder zu vereinen und auszugleichen, wo ist heute der grosse Mann, der aufstünde, um diese Untiefen zu ebnen, diese schroffen Gegensätze zu versöhnen und so die Menschheit zu retten vom Untergange und Verderben? Niemand! — Niemand! — als die Zeit! Wenn wir das Gesagte auch auf die Kunst anwenden, so finden wir dieselbe Erscheinung des Unfertigen, des Zerfahrenen, des Ueberganges auch in dieser Sphäre und es bedarf nur eines vorurtheillosen Beobachters, um auch hier das Echo der Zeit klingen zu hören. Sprechen wir z. B. von der Musik, so finden wir auch auf diesem Gebiete noch Unfertiges, Halbes, einen Uebergang gleichsam von der alten »Zopfmusik« zur »neuen Schule«. Wir sehen neben dem »Gefühlsduftenden« das neue »Reflectirende«, »Geistige«, neben dem schalen »Virtuosenthum« den »Verstandes-Musiker«. Es ging wohl auch am Himmel der Musik eine neue glänzende Sonne auf, Richard Wagner, der als bahnbrechender Genius das musikalische Drama geschaffen und damit eine neue Musik, die »Musik der Intelligenz«, ins Leben gerufen; aber das letzte Wort ist auch hier noch nicht gesprochen, es ist zwar das Ziel angebahnt, aber nicht vollständig erreicht. Und so leben wir denn zwischen einer verblassten veralteten und einer werdenden, noch nicht ganz erreichten Musik, also in einem Uebergangsstadium. Die frühere, auf veraltetem Standpunkte stehende Musik genügt uns heute nicht mehr und das Ideal der neuen Musik, wie sie Wagnern vorschwebte, vermögen wir noch nicht zu erreichen, so können wir denn eigentlich nicht leben und nicht sterben und müssen es einem künftigen glücklicheren Genius überlassen, der uns die wahre, die wirkliche Musik bringt, welche nicht blos Verstandesmusik ist, sondern auch in ihren melodischen und harmonischen Combinationen das Gemüth ergreift, eine Musik, welche (wenn auch in breiten Strömen) in neuen Modulationen und Rythmen sich ergiesst, aber vom Herzen geht und zum Herzen dringt!